

Alessandro Costazza
(Milano)

*Der Bildungsroman eines Historikers
Geschichte und Geschichten in Claus Gatterers
«Schöne Welt, böse Leut»*

Claus Gatterer (1924-1984) zum 20. Todesjahr

I. Geschichte und Dichtung

1. Die Wahrheit der Dichtung

Bereits in vielen Rezensionen der ersten Ausgabe von Gatterers Roman *Schöne Welt, böse Leut* ist die Frage nach der Gattungszugehörigkeit dieses Werks dringlich gestellt worden. Während einige Rezensenten von einer «Art Autobiographie», von «Memoiren» oder gar von «Zustandsbericht» schrieben¹, sprachen andere von «Heimatroman» oder aber von «Bildungsroman» bzw. von einem «Grünen Heinrich des Sextentals»². Am dringlichsten hat die «Arbeiterzeitung» vom 25.1.1970 diese Frage gestellt, die im Roman nicht weniger als eine «neue Literaturgattung» gesehen hat, eine durch Satire gebrochene Mischung von Autobiographie, Zeitgeschichte, Journalismus und Heimatbuch, die auch politische Aussagekraft besitze³. Der Rezensent bezeichnet das Buch auch als ein Stück «Doku-

¹ Herbert Nedomansky spricht in «Die Presse» (1.11.1969) von der «raffinierte[n] Art, Zeitgeschichte sozusagen als Heimatroman» zu servieren (S. V.), während K. Fischler im «Express» (8.11.1969) von «Zustandsbericht» schreibt. In der «Zeit» vom 10.4.1970 bezeichnet Josef-Müller-Marein in einem längeren Artikel (*Jugend in Südtirol. Wie Menschen daran gehindert wurden, Menschen zu werden*) den Autor des Romans als «Memoirenschreiber».

² In einem Radiobericht vom 11.10.1969 spricht Jaques Hannak von einer «Art Autobiographie», die «ein wenig zu Dichtung und Wahrheit verfremdet» sein soll. Er definiert aber den Roman auch als den «Grünen Heinrich des Sextentals», d.h. als einen «Bildungsroman».

³ Sie ist «Autobiographie, gemischt mit Zeitgeschichte, Journalismus, gebrochen durch Satire, und natürlich auch ein Geschichtenbuch von Lehrern, Buben und dickschädelligen

mentarliteratur», die «persönliches Erlebnis» und «objektivierende Gestaltung» vereinigt und dadurch «dokumentarischen Wert erreicht»⁴.

Diese Überlegungen über die Zugehörigkeit des Werkes zu einer bestimmten literarischen Gattung sind weder rein akademischer noch bloß formaler Natur, weil sie vielmehr die schlechthin zentrale Frage nach dem Wahrheitsgehalt bzw. nach dem Wahrheitsanspruch des Werkes stellen, d.h. einerseits nach dem Verhältnis von Fiktionalität und dokumentarischem Wert, andererseits nach jenem von Objektivität und bloß subjektiver Wahrheit.

Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß dieses Werk einen stark autobiographischen Charakter hat, da es die wichtigsten Merkmale dieser Gattung aufweist. In ihm wird nämlich in erster Person ein Ausschnitt aus dem Leben eines Jugendlichen zwischen seinem 6. und seinem 18. Lebensjahr erzählt, wobei der Protagonist mit dem Erzähler und dieser wiederum mit dem Autor des Werkes übereinstimmt. Im Roman selber weist der Erzähler darauf hin, daß seine Erzählung auf frühere «Tagebuchaufzeichnungen» zurückgeht (370)⁵, während im «Nachwort» der Autor seine Identität mit dem Erzähler und mit dem Protagonisten bekräftigt und durch seine Unterschrift bzw. durch die Initialen seines Vor- und Nachnamens «c.g.» den «autobiographischen Pakt»⁶ mit dem Leser ausdrücklich beglaubigt (419). Diese unzweifelhaft autobiographische Natur des Werkes reicht andererseits nicht aus, um auch dessen Wahrheitsgehalt zu garantieren. Die «Dichtung» gehört nämlich – um den Titel des Goetheschen Vorbilds dieser Gattung zu paraphrasieren – mindestens genauso zur Autobiographie wie die «Wahrheit», so daß man diesen letzten Begriff bei der Bestimmung der Gattungsmerkmale bezeichnenderweise durch jenen der «Wahrhaftigkeit», d.h. einer «subjektiven Wahrheit» ersetzt hat⁷.

Gatterer selbst verweist im «Nachwort» ausdrücklich auf manche fiktionale Züge in seiner autobiographischen Erzählung, die er vor allem durch die Rücksicht auf die dargestellten Personen rechtfertigt (418). Ab-

Bauern, ein wenig so etwas wie ein Heimatbuch und vor allem und nicht zuletzt ein Politikum». Hans Heinz Hahn: *Eine neue Literaturgattung*. In: Arbeiter-Zeitung vom 25.1.1970, Rubrik: «Bücherwurm».

⁴ Ebd.

⁵ Hier wie im folgenden beziehen sich die im Text angegebenen Seitenzahlen auf Claus Gatterer: *Schöne Welt, böse Leut. Kindheit in Südtirol*. Wien 1982, aus dem auch zitiert wird.

⁶ Vgl. Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt a.M. 1994.

⁷ Vgl. Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart, Weimar 2000, S. 3f.

gesehen von diesen Veränderungen der Namen und der subjektiven Attribute, gesteht jedoch der Autor auch weitere Eingriffe, die er wenigstens implizit durch den Rekurs auf zwei klassische poetologische Kategorien, d.h. auf die «Wahrscheinlichkeit» und auf die «Pointierung» begründet:

Ich habe überdies einige Begebenheiten, die sich an anderen Orten, in anderen Tälern zugetragen haben, in die Sextener Kulisse verlegt, dies jedoch nur dann, wenn ich mir guten Gewissens sagen konnte, daß sie sich ebensogut «bei uns daheim» hätten zutragen können. Es war obendrein mein Bestreben, durch gewisse Pointierungen der objektiven Wahrheit zu dienen, nicht sie zu verfälschen oder zu verschleiern. (418)

Nach den Prinzipien der Rhetorik und der Poetik muß sich der Dichter – und somit auch der Romanautor – bekanntlich, nicht an die objektiv verbürgte bzw. «historische» Wahrheit halten, da er vielmehr nur das «Mögliche» bzw. das «Wahrheitsähnliche» (*verosimile*) oder das «Wahrscheinliche» darstellen soll: sein Gegenstand ist also nicht das, was sich wirklich zugetragen hat, sondern nur das, was sich auf die Art und Weise – wie auch Gatterer sagt – «hätte zutragen können». Gerade darin besteht aber nach Aristoteles die Überlegenheit oder vielmehr der philosophischere Charakter der Dichtung gegenüber der Geschichtsschreibung, weil diese nur das «Besondere», jene dagegen das «Allgemeine» darstellt⁸.

Über diese Unterscheidung ist viel geschrieben und gestritten worden, weil sie einerseits mit heterogenen und nicht einander ausschließenden Kategorien operiert, andererseits aber unserem modernen Empfinden entgegengesetzt zu sein scheint. Das «Wahrscheinliche» ist nämlich einerseits eine bloß subjektive Empfindung, welche die objektive historische Wahrheit nicht ausschließt, während diese letzte umgekehrt manchmal auch unwahrscheinlich anmuten kann. Das Urteil über die tatsächliche Wahrheit eines dargestellten Ereignisses betrifft andererseits keine objektive Eigenschaft der poetischen oder historischen Darstellung, sondern weist vielmehr über das Werk hinaus, indem es kein ästhetisches, sondern höchstens ein ontologisches Urteil ist. Darüber hinaus scheint uns heute die Geschichtsschreibung eher das «Allgemeine» bzw. die Einsicht in die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der historischen Entwicklung zum Gegenstand zu haben, während die Dichtung umgekehrt stets die Darstellung

⁸ Vgl. Aristoteles: *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1994, Kap. 9., S. 29.

des Einzelnen und Besonderen, des Konkreten und Anschaulichen anstrebt.

Angesichts dieser Schwierigkeiten muß zuerst bemerkt werden, daß die zwei aristotelischen Begriffe des «Besonderen» (ἕκαστον) und des «Allgemeinen» (καθόλου) nicht unbedingt mit unserem Verständnis dieser Worte übereinstimmen, da der erste nichts anderes als ein historisches Ereignis meint, das unter bestimmten Umständen tatsächlich stattgefunden hat, während das «Allgemeine» (καθόλου) keine abstrakte, begriffs- oder gattungsmäßige «Allgemeinheit» bezeichnet, sondern vielmehr eine sozusagen konkrete und individuelle Eigenschaft, die «nach Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit» den Eigenschaften eines bestimmten, nicht notwendig real existierenden Menschen entsprechen muß⁹.

Auch abgesehen von diesen begrifflichen Klärungen, die das «Allgemeine» der Dichtung eher als etwas «Individuelles» und «Besonderes» erscheinen lassen, hat die bloß inhaltliche Differenzierung von Dichtung und Geschichtsschreibung, die Aristoteles im 9. Kapitel seiner *Poetik* anhand der Begriffe von «Wahrheit» und «Wahrscheinlichkeit» bzw. «Allgemeinem» und «Besonderem» angibt, die Aufmerksamkeit von einer viel wichtigeren Unterscheidung abgelenkt, die aus Aristoteles' Bestimmungen über die «Zusammenfügung der Geschehnisse» der Tragödie im 7. und im 8. Kapitel hervorgeht und später, im 23. Kapitel, auf den Unterschied zwischen Epos und Geschichtsschreibung ausdrücklich angewandt wird.

Die Tragödie, und insgesamt jede poetische Darstellung, muß nämlich nach Aristoteles v.a. ein Ganzes sein, das «eine bestimmte Größe» besitzt, da sie für den Betrachter «übersichtlich» und «faßlich» sein soll, d.h. ein Gegenstand seiner «Anschauung»¹⁰. Aus diesem Grund kann aber auch ihr Gegenstand nicht anders als begrenzt sein, d.h. «die Nachahmung einer in sich geschlossenen und ganzen Handlung [...], die eine bestimmte Größe hat», bzw. einer Handlung, die «Anfang, Mitte und Ende hat»¹¹. Diese Konzentration auf eine ganz- und einheitliche Handlung sowie die Einschränkung auf eine bestimmte Größe führt dann aber notgedrungen zur Verdichtung bzw. zur Pointierung, wie Aristoteles bezeichnenderweise bereits hier nicht am Beispiel einer Tragödie, sondern des größten Epikers Homer verdeutlicht, der in die *Odyssee* «nicht alles auf[nahm], was sich

⁹ «Das Allgemeine besteht darin, daß ein Mensch von bestimmter Beschaffenheit nach Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit bestimmte Dinge sagt oder tut». Ebd., S. 29ff.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 25 und 27.

¹¹ Vgl. ebd., S. 25.

mit dem Helden abgespielt hatte», sondern «die „Odyssee“ um eine Handlung in dem von uns gemeinten Sinne zusammen[fügte], und ähnlich auch die „Ilias“»¹².

Diese formale Bestimmung der dichterischen Darstellung wird von Aristoteles allerdings erst viel später, bei seiner Charakterisierung des Epos, auf den Unterschied zwischen Dichtung und Geschichtsschreibung ausdrücklich übertragen. Erst hier wird endgültig klar, daß die Dichtung sich nicht nur oder nicht sosehr durch ihren Gegenstand von der Geschichtsschreibung unterscheidet, sondern vielmehr durch die Art und Weise der Darstellung desselben: da die Geschichtsschreibung nämlich nicht an die Einheit der Anschauung gebunden ist, so ist sie auch nicht gezwungen, «eine einzige, ganze und in sich geschlossene Handlung mit Anfang, Mitte und Ende» darzustellen und kann vielmehr auch unterschiedliche, voneinander unabhängige Ereignisse zum Gegenstand haben¹³.

Es ist also gerade das für die Dichtung und nicht für die Geschichtsschreibung typische Streben nach «Wahrscheinlichkeit» und somit nach subjektiver Über- oder Anschaubarkeit des Gegenstandes, das den Dichter nach Aristoteles dazu zwingt, von der historischen Wahrheit abzukommen und seine Aufmerksamkeit auf einen besonderen Gegenstand bzw. auf einen einzelnen Ausschnitt der Wirklichkeit zu konzentrieren. Aus diesen Bestimmungen ersieht man aber unmißverständlich, wie auch das «Allgemeine», das Aristoteles als Gegenstand der Dichtung im Gegensatz zum «Besonderen» als Gegenstand der Geschichtsschreibung bestimmt, gar keine abstrakte Allgemeinheit bedeuten kann, da die Wahrheit der Dichtung vielmehr notwendigerweise eine sozusagen übersichtliche Wahrheit des «Einzelnen» und «Besonderen» sein muß.

Nur auf den ersten Blick scheint also das von Gatterer erwähnte Prinzip der «Pointierung» – das man auch als «Verdichtung» verdeutschen könnte –, insofern es eine Einschränkung, Individualisierung, Konkretisierung oder Partikularisierung des Gegenstandes verlangt, mit der im Prinzip der «Wahrscheinlichkeit» enthaltenen Forderung nach «Allgemeinheit» in Widerspruch zu stehen. Denn in Wirklichkeit verlangt Aristoteles selbst von der Dichtung gar keine abstrakte und begriffliche «Allgemeinheit», da vielmehr gerade das Streben nach Wahrscheinlichkeit den Dichter, den Romanautor oder auch den Autobiographen dazu zwingt, aus den unendlichen und letztendlich unüberschaubaren Begründungszusammenhängen

¹² Ebd., S. 29.

¹³ Vgl. ebd., S. 77.

und unzähligen Wirkungen der historischen Wirklichkeit einzelne Begebenheiten auszuwählen, um ihnen eine zusammenhängende, individuelle, konkrete, detaillierte und überschaubare Form zu verleihen. Ein solches absichtliches Abweichen von den (objektiven) Tatsachen bedeutet allerdings für Aristoteles, im Unterschied etwa zu Platon, gar keine metaphysische Lüge oder Falschheit der Dichtung, da der Dichter durch sein Streben nach (subjektiver) Wahrscheinlichkeit vielmehr eine höhere, «philosophischere» Wahrheit als der Historiker erreicht.

Der «philosophischere» Charakter dieser Erkenntnis besteht allerdings nicht in einer vermeintlichen wie auch immer interpretierten «Allgemeinheit», sondern vielmehr im narrativen bzw. erzählerischen Charakter derselben, wobei «Erzählung» eine Form der Rede bezeichnet, die sich vor allem «durch eine bestimmte Zahl von Ausschlüssen» auszeichnet, da sie nur durch das Weglassen und Ausschließen von bestimmten Fakten¹⁴, andere in der Wirklichkeit zerstreute Ereignisse zu einem Ganzen bilden kann, d.h. zu einem in sich kohärenten Zusammenhang zwischen allen Teilen, zwischen einem Anfang, einer Mitte und einem Ende. Gerade das tun aber nach Aristoteles sowohl die Tragödie als auch der Epos und die Kunst im allgemeinen, die insofern «philosophischer» als die Geschichtsschreibung sind, als sie auf diese Art und Weise der fragmentarischen und daher auch unverständlichen Wirklichkeit eine Bedeutung und einen Sinn zuschreiben, der dem allgemeinen menschlichen Streben nach Zusammenhang und Sinnhaftigkeit entgegenkommt.

2. Die Wahrheit der Geschichte

Wenn Aristoteles allerdings der Geschichte diesen «narrativen» Charakter abspricht und sie nur als chronologische Aufzeichnung von einzelnen unzusammenhängenden Fakten versteht, so intendiert er damit nur die primitivste Form der Geschichtsschreibung, nämlich die annalistische¹⁵. Denn von Anfang an hat die Historiographie in Wirklichkeit ganz enge Verbindungen einerseits zur mythologischen, andererseits zur literarischen Erzählung gehabt. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts unter-

¹⁴ Vgl. etwa Hayden White: *Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit*. In: Ders.: *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt a.M. 1990, S. 11-39, hier S. 12 u. S. 21. Vgl. auch Ders.: *Der historische Text als literarisches Kunstwerk*. In: *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*. Hrsg. von C. Conrad und M. Kessel, Stuttgart 1994, S. 123-157, hier S. 140f.

¹⁵ Vgl. über den Unterschied zwischen «Annalen», «Chronik» und «eigentlicher Historie»: H. White: *Die Bedeutung von Narrativität* (s. Anm. 14).

streicht etwa Schiller eindeutig und selbstbewußt diesen konstruierten Charakter der Geschichtsschreibung, die das Produkt einer harmonisierenden Operation des Historikers ist, welcher «diese Harmonie aus sich selbst heraus [nimmt], und [...] sie außer sich in die Ordnung der Dinge» verpflanzt, indem er dadurch «einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte» bringt¹⁶. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verleugnete die Historiographie – zumindest in ihren Intentionen –¹⁷, infolge ihres positivistischen Strebens nach Wissenschaftlichkeit, diesen narrativen Charakter der Disziplin, der sie in die Nähe der Kunst und der Literatur zu bringen drohte¹⁸. Zumindest seit den 60er Jahren des XX. Jahrhunderts ist dann allerdings die «Narrativität» von unterschiedlichen Seiten und Disziplinen, insbesondere aber von der amerikanischen analytischen Philosophie und von der strukturalistischen bzw. poststrukturalistischen Schule in Frankreich immer deutlicher als auszeichnendes Merkmal der Geschichtsschreibung hervorgehoben und schließlich auch von den Historikern selbst als unhintergehbare und letztendlich positive Natur ihrer Disziplin anerkannt worden¹⁹.

Historie und Literatur, fiktionale und realistische Erzählung sind demnach prinzipiell gar nicht mehr voneinander zu unterscheiden, da beide

¹⁶ Vgl. Friedrich Schiller: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* In: Ders.: *Nationalausgabe*, Bd. 17, S. 373f.

¹⁷ Vgl. allerdings Whites Aufdeckung der «narrativen Strukturen», die den Werken von Michelet, Ranke, Tocqueville und Burckhardt zu Grunde liegen: H. White: *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*. Baltimore & London 1973.

¹⁸ Nach Steinmetz begünstigt diese «Ausrichtung der Historiographie auf Objektivität und exakte Wissenschaftlichkeit» die Entstehung des historischen Romans und des historischen Dramas, welche durch Konkretisierung und Vergegenwärtigung der Vergangenheit «die Abstraktheit wissenschaftlicher Geschichtsforschung [...] kompensieren». H. Steinmetz: *Literatur und Geschichte*. München 1988, S. 19. White sieht umgekehrt Parallelen und Ähnlichkeiten zwischen den Werken der Historiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und den gleichzeitigen historischen Romanen. Vgl. White: *Metahistory* (s. Anm. 17), S. 40.

¹⁹ Vgl. dazu etwa H. White: *Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie*, in: Ders.: *Die Bedeutung der Form* (s. Anm. 14), 40-76, insbesondere S. 45ff. Der 5. Band von «Poetik und Hermeneutik», der die Acta eines Kolloquiums enthält, das bereits 1970 stattgefunden hatte und den Titel trägt: *Geschichte, Ereignis und Erzählung*, hrsg. von R. Koselleck und W.-D. Stempel, München 1973, stellt eines der ersten Zeugnisse dieser Diskussion in Deutschland dar. Zu dieser Problematik vgl. auch die zusammenfassenden Überlegungen von Peter Höyng: «Erzähl doch keine Geschichte». *Zum Verhältnis von Geschichtsschreibung und erzählender Literatur*. In: Der Deutschunterricht, 1991, H. IV.: *Literatur und Geschichte*. Hrsg. von Helmut Scheuer, S. 80-89.

nach den gleichen letztendlich rhetorischen oder poetischen Mustern operieren²⁰, indem sie eine gewisse Anzahl von fiktiven oder realen Ereignissen in einen bestimmten «*plot*» – Aristoteles spricht von der «Zusammenfügung der Geschehnisse» –²¹ organisieren, d.h. sie in eine gewisse Beziehung zu einander stellen, in der sie nur Teile eines integrierten Ganzen sind. Auf diese Art und Weise erzeugt aber auch die Geschichtsschreibung, ähnlich wie die Literatur, jenen Eindruck der Kontinuität, der Kohärenz und der Sinnhaftigkeit, den die einzelnen versprengten Ereignisse in der Wirklichkeit an und für sich nicht besitzen.

Dieses Streben der narrativen Geschichtsschreibung nach «formaler Kohärenz» und «narrativer Geschlossenheit» der Darstellungen, die der Wirklichkeit einen «Anschein des Idealen» verleihen²², hat ihr von Seiten der Historikergruppe um die *Annales* den Vorwurf der Ideologisierung zugezogen²³ und scheint darüber hinaus in einem sonderbaren Gegensatz zu Entwicklungen der modernen Literatur zu stehen, die zumindest seit Musil, Joyce, Dos Passos oder Uwe Johnson – um nur einige Namen zu nennen – die Möglichkeit einer kohärenten und kontinuierlichen Darstellung der historischen Wirklichkeit immer entschiedener in Frage gestellt hat²⁴.

Nach Hayden White, einem der wichtigsten Theoretiker der narrativen Historiographie, ermöglicht jedoch ganz im Gegenteil gerade das klare Bewußtsein des fiktionalen Charakters der Geschichtsschreibung, der Ideologie und der Propaganda zu entkommen²⁵. Die Erkenntnis der Tendenziosität bzw. des «moralischen Impulses», der jeder narrativen Darstellung der Wirklichkeit zu Grunde liegt²⁶, stellt nämlich jeglichen An-

²⁰ Bezeichnenderweise unterteilt etwa White die möglichen Darstellungsmodi der Geschichtsschreibung in Anlehnung an die literarischen Gattungen der «Romance, Comedy, Tragedy and Satire», während er andererseits in den historiographischen Argumentationen die tropischen Figuren der Metapher, der Metonymie, der Synekdoche und der Ironie unterscheidet. Vgl. White: *Metahistory* (s. Anm. 17), S. X und S. 29-38. Vgl. auch Ders.: *Das Problem der Erzählung* (s. Anm. 19), S. 60f.

²¹ Auf diese Übereinstimmung zwischen Whites Begriff von «*emplotment*» und der Aristotelischen «Verknüpfung der Begebenheiten», verweist bereits Roger Chartier: *Zeit der Zweifel. Zum Verständnis gegenwärtiger Geschichtsschreibung*. In: *Geschichte schreiben in der Postmoderne* (s. Anm. 14), S. 83-97, hier Anm. 9, S. 95.

²² Vgl. White: *Die Bedeutung von Narrativität* (s. Anm. 14), S. 34.

²³ Vgl. White: *Das Problem der Erzählung* (s. Anm. 19), S. 46ff.

²⁴ Vgl. Steinmetz: *Literatur und Geschichte* (s. Anm. 18), S. 30ff.

²⁵ Vgl. White: *Der historische Text als literarisches Kunstwerk* (s. Anm. 14), S. 155.

²⁶ Vgl. White: *Die Bedeutung von Narrativität* (s. Anm. 14), S. 26; S. 35ff. und S. 37: «Wo immer in einer Schilderung der Wirklichkeit Narrativität gegenwärtig ist, da ist gewiß auch Moral oder ein moralisierender Impuls präsent».

spruch auf absolute Gültigkeit und «Authentizität» jeder historischen Darstellung entschieden in Frage²⁷. Darüber hinaus verlangt White keine bruchlose, harmonische oder harmonisierende Darstellung der historischen Wirklichkeit, sondern plädiert vielmehr mit Roland Barthes für eine Geschichtsschreibung, die auf ihren Entstehungsprozeß und somit «eher auf die “gemachte” als auf die “vorgefundene” Natur ihrer Referenten» aufmerksam macht²⁸. Diese entschiedene Abwehr des Ideologieverdachts hat der «narrativen Geschichtsschreibung» dann allerdings den entgegengesetzten Vorwurf des «historischen Relativismus» eingebracht²⁹.

Wenn man nun, vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Überlegungen über das nicht immer so eindeutige Verhältnis der «poetischen» zur «historischen» Wahrheit, nach Gatterers Verständnis eben dieses Verhältnisses fragt, so scheint er, der an erster Stelle Historiker und nur gelegentlich Romanautor war, zumindest im «Nachwort» seines Romans die poetische Wahrheit nur als «*ancilla*» der historischen zu betrachten, indem er seine Abweichungen von den Tatsachen und seine «Pointierungen», die er nur durch die subjektive Instanz seines «guten Gewissens» rechtfertigen kann, ausdrücklich im Dienste einer höheren «objektiven Wahrheit» verstanden wissen möchte (418). Es bleibt allerdings noch zu klären, ob diese «objektive Wahrheit» für ihn wirklich den ausschließlichen Gegenstand oder die Prärogative der Geschichtsschreibung darstellt.

Sowohl als Historiker als auch als Journalist hat Gatterer in Wirklichkeit nie an eine höhere, «objektive Wahrheit» der Geschichte geglaubt und jede Wahrheit vielmehr immer nur als Produkt eines bestimmten Gesichtspunktes betrachtet. An mehreren Stellen seiner historischen Schriften warnt er vielmehr ausdrücklich vor jeder endgültigen und einseitigen Wahrheit, die nach ihm «des Teufels» ist³⁰. Jedes einheitliche, auf absolute Wahrheit Anspruch erhebende Geschichtsbild basiert nämlich nach Gatterer auf einer ideologischen, meistens nationalistischen Fälschung und ist, indem es sich als naturgegeben gibt, für jede andere Ansicht undurchlässig³¹. Gerade in der «Re-Historisierung der zur Natur gemachten, das

²⁷ Vgl. ebd. S. 33: «Wenn nicht wenigstens zwei Versionen derselben Ereignisfolge denkbar sind, gibt es für den Historiker keinen Grund, sich für befugt zu halten, die Wahrheit dessen, was damals wirklich geschah, schildern zu können».

²⁸ White: *Das Problem der Erzählung* (s. Anm. 19), S. 51.

²⁹ Vgl. Höyng: «*Erzähl doch keine Geschichte*» (s. Anm. 19), S. 86f.

³⁰ Claus Gatterer: *Über die Schwierigkeiten der Südtiroler mit sich selber, sowie über die Schwierigkeiten der Österreicher, diese Schwierigkeiten zu begreifen*. In: Ders.: *Aufsätze und Reden*. Bozen 1991, S. 375-389, hier S. 383.

³¹ Vgl. Karl Stuhlfarrner: *Gatterer: Eine neue Geschichtsschreibung für Südtirol*. In: *Der*

heißt der mythologisierten Geschichte» besteht dann aber nach ihm die eigentliche Aufgabe des Geschichtswissenschaftlers³², der sich nicht auf die elitäre «große Geschichte», auf die großen politischen oder militärischen Ereignisse beschränken soll³³, sondern vielmehr auf die «kleine Geschichte» bzw. auf die Geschichte der kleinen Leute eingehen muß. Auch diese «kleine Geschichte» besitzt zwar nach Gatterer keine endgültige Wahrheit, aber «jene Historiographie, die dies alles nicht berücksichtigt oder leugnet, [ist] falsch: nicht Geschichte, sondern Mythos, Legende»³⁴. Nur die «kleine Geschichte», die sich gegen die «Lesebuchhistoriographie» und gegen jegliche festgeschriebene «Lesebuchgeschichte» wendet, ist nach Gatterer menschlich, weil sie hinter den Ereignissen die Menschen sieht und dem Historiker erlaubt, auch «im andern Graben nicht den Feind, sondern den Menschen zu entdecken: den Menschen mit seinen Gefühlen, seinen Sorgen, seiner Sehnsucht, seiner Furcht, seinen Problemen»³⁵.

Obwohl Gatterer also nicht an die Existenz *einer* «historischen Wahrheit» glaubt, so verfällt er jedoch auf der anderen Seite keinesfalls dem Skeptizismus oder dem historischen Relativismus, weil er vielmehr von der Notwendigkeit der Suche nach der Wahrheit absolut überzeugt ist, da nur «die volle Wahrheit über sich selbst» nach ihm zur Überwindung der Vorurteile und der «Erbfeindschaften» führt³⁶. Gerade diese relativistische

Mensch, der Journalist, der Historiker. Ein Symposium über Claus Gatterer. Bozen 1993, S. 47-55, hier S. 49: «Gatterer wußte, daß die Geschichtsbilder, besonders jene in nationaler Verkleidung, eine gewaltige Kraft ausüben und sich der Umgestaltung heftig widersetzen, wenn sie einmal tief in den legendensüchtigen Köpfen der Menschen verankert sind. Diese Bilder werden nicht von der Wissenschaft erzeugt, die Pädagogen der Massenmedien sind es, die die meisten Menschen der modernen Welt ihr ganzes Leben lang begleiten». Vgl. dazu Gatterer: *Revision der Geschichte*. In: Ders.: *Erbfeindschaft. Italien-Österreich*. Wien, München, Zürich 1972, S. 215-230.

³² Vgl. Stuhlpfarrer: *Eine neue Geschichtsschreibung* (s. Anm. 31), S. 49.

³³ Vgl. Gatterer: *Der Mensch im anderen Graben*. In: Ders.: *Erbfeindschaft* (s. Anm. 31), S. 151-164, hier S. 152: «Die Historiographie ist – auch heute noch – vielfach „aristokratisch“; sie schreibt die Geschichte der Offizialität, der Regierungen, der Generalstäbe, der Armeen, der Parlamente, der aus der grauen Masse der vielen herausragenden elitären Helden. Das Volk selbst bleibt zum Schweigen und zur Profillosigkeit verdammt».

³⁴ Ebd., S. 163.

³⁵ Ebd., S. 164.

³⁶ Gatterer: *Revision der Geschichte* (s. Anm. 31), S. 230: «Es führt nur *ein* Weg aus dem Gestrüpp der Erbfeindschaft heraus: die Wahrheit über die eigene Vergangenheit. Um die volle Wahrheit über sich selbst zu finden, kann man der Mithilfe der „Erbfeinde“ nicht entraten: Sie kennen die dunklen Flecken unserer Geschichte besser als wir. Und

Auffassung der historischen Wahrheit, auf der einen Seite, verbunden mit einem starken moralischen Drang nach Wahrheit auf der anderen Seite, läßt ihn aber auch in den «literarischen» oder sogar ausdrücklich fiktionalen Geschichten ein wichtiges und sogar unersetzbares Mittel zur Erreichung der Wahrheit der großen Geschichte erblicken. Nicht von ungefähr geht sein erstes historisches Werk über Cesare Battisti ausgerechnet von der Darstellung des Schicksals des trientinischen Irredentisten in zwei literarischen Werken aus – d.h. zuerst in Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit* und später auch im Roman *Aufschreibung aus Trient* von Franz Tumlner –, um die zwei entgegengesetzten Legenden, sowohl die österreichische als auch die italienische, die sich über ihn gebildet und in der jeweiligen Historiographie durchgesetzt hatten, in Frage zu stellen³⁷. Auch in weiteren historischen Aufsätzen läßt Gatterer aber nicht nur Kriegstagebücher oder literarische Verarbeitungen von geschichtlichen Erinnerungen wie etwa Lussus *Un anno sull'altipiano*³⁸, sondern auch ausdrücklich literarische bzw. fiktionale Rekonstruktionen, wie etwa ein Kapitel aus Mario Lodi's *Il paese sbagliato*³⁹, als wichtige Beiträge zur historischen Wahrheitssuche und als Beispiele für eine wirklich humanistische Beschäftigung mit Geschichte gelten⁴⁰. Die «Geschichte» als objektiver Tatsachenbericht existiert also nach Gatterer gar nicht, da sie vielmehr immer nur aus «Geschichten», d.h. aus interpretierten und interpretierenden Auszügen aus der Masse der historischen Ereignisse besteht.

Mit dieser zumindest impliziten Einsicht in die enge Verwandtschaft der zwei von Aristoteles so scharf unterschiedenen Erkenntnisarten der Geschichte und der Dichtung, welche jedoch nicht zum historischen Relativismus, sondern vielmehr zur Bewußtmachung der ideologischen Prämissen jeder Geschichtsdarstellung führt, stimmt Gatterer offensichtlich

wir können den «Erbfeinden» von gestern Aufschluß über dunkle Flecken in *ihrer* Geschichte liefern. / Die Wahrheit führt zueinander».

³⁷ Vgl. C. Gatterer: *Unter seinem Galgen stand Österreich. Cesare Battisti. Porträt eines «Hochverrätters»*. Wien, Frankfurt, Zürich 1967, S. 16ff. Erst in der italienischen Ausgabe bezieht sich Gatterer auch auf den Roman von Franz Tumlner. Vgl. Claus Gatterer: *Cesare Battisti. Ritratto di un «alto traditore»*. Firenze 1975, S. 25f.

³⁸ Vgl. Gatterer: *Die Besiegten von Karfreit*. In: Ders: *Erbfeindschaft* (s. Anm. 31), S. 165–181, hier S. 169 und S. 173f. Gatterer hat das Werk auch ins Deutsche übertragen. Vgl. Emilio Lussu: *Ein Jahr auf der Hochebene*. Wien, Zürich 1992.

³⁹ Vgl. Mario Lodi: *Il paese sbagliato: diario di un'esperienza didattica*. Torino 1983, S. 225ff.

⁴⁰ Vgl. Gatterer: *Die Besiegten von Karfreit* (s. Anm. 38), S. 180: «Für die Kriegsgeschichte sind Heere die Protagonisten, für die Literatur (und den Menschen) sollten es die Menschen sein».

mit jenen oben dargestellten Reflexionen über das innige «Verhältnis von Geschichtsschreibung und erzählender Literatur» überein, die am Anfang der 70er Jahre noch absolut neu waren. Gatterers Programm und seine Auffassung von der Aufgabe der Geschichtsschreibung zeigen jedoch darüber hinaus sehr viele und vielleicht noch tiefere Ähnlichkeiten mit einer damals ebenfalls noch in ihren Anfängen befindlichen Ausrichtung der Historiographie, welche bereits an und für sich eine starke Neigung zur Literatur hatte, nämlich mit der sogenannten «Mikro-» oder «Alltagsgeschichte». Diese Art der Geschichtsschreibung ist im Laufe der 70er Jahre als Protest gegen die globalen historischen Theoriekonstruktionen der *Annales*-Schule, der anglo-amerikanischen quantifizierenden «New Social History» und der politischen Sozialgeschichte entstanden, die ihre Aufmerksamkeit nur auf die «Eliten», auf die führenden Persönlichkeiten bzw. auf die anonymen sozialen und ökonomischen Prozesse richteten⁴¹. In Opposition dazu versteht die Mikrogeschichte den Einzelnen als Akteur der Geschichte und betrachtet somit die historische Realität aus dem Blickwinkel des «kleinen Mannes», d.h. meistens mit sozialkritischem Anspruch durch die Augen der Vertreter der «unteren Schichten». Bereits dieser Blickwinkel und die Tendenz zu einer diskontinuierlichen, z.T. anekdotischen Wiedergabe der historischen Ereignisse nähert die Mikrogeschichte der Literatur und insbesondere der «Froschperspektive» des historischen Romans⁴².

Es ist insofern kein Zufall, wenn zwei der Hauptwerke dieser historiographischen Richtung, nämlich *Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre* von Natalie Zemon Davis und *Der Käse und die Würmer* von Carlo Ginzburg, als Vorlage für einen Film bzw. für eine theatralische Adaption gedient haben⁴³. Insbesondere Ginzburg hat seine Schuldigen

⁴¹ Vgl. über die Anfänge und die Vorläufer dieser Richtung der Geschichtsschreibung: Carlo Ginzburg: *Mikrohistorie, Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*, in: *Historische Anthropologie* 1 (1993), S. 169-192; Jürgen Schlumbohm: *Mikrogeschichte – Makrogeschichte*, in: Ders. (Hg.): *Mikrogeschichte – Makrogeschichte, komplementär oder inkommensurabel?* (Göttingen 1998), S. 9-32.

⁴² Vgl. H. Steinmetz: *Literatur und Geschichte* (s. Anm. 18), S. 25 ff., insbesondere über Walter Scotts Romane.

⁴³ Vgl. Natalie Zemon Davis: *The return of Martin Guerre*. Cambridge, Mass. 1983 (*Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre*. München 1984). Daraus der Film *Le Retour de Martin Guerre*. Regie von Daniel Vigne, France 1982. Carlo Ginzburg: *Formaggio e i vermi. Il cosmo di un mugnaio del '500*. Torino 1976 (*Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*. Frankfurt/M. 1983). Daraus das gleichnamige Theaterstück von Cesare Garboli, Carlo Ginzburg e Giorgio Pressburger, uraufgeführt im Jahre 1998 im Jahr 2000, in der Regie von Giorgio Pressburger.

der Literatur gegenüber offen eingestanden, indem er nicht nur Queneau und Calvino unter seinen Anregern und Vorläufern erwähnt⁴⁴, sondern die Entwicklung seiner historiographischen Methode und sogar seine Beschäftigung mit Geschichte auf den Einfluß der Lektüre von Tolstois *Krieg und Frieden* zurückführt⁴⁵. Ausdrücklich macht sich Ginzburg Gedanken über die «erzählerischen Implikationen» seiner historischen Tätigkeit, d.h. «über die Beziehungen zwischen Forschungshypothese und Erzählweise»⁴⁶, und kommt zu dem Schluß, daß eine solche Methode unmöglich «die Lücken der Überlieferung zu einer glatten Oberfläche» polieren durfte, da sie vielmehr ihre Grenzen akzeptieren mußte und die «Suche nach der Wahrheit», selbst «die Hypothesen, Zweifel und Unsicherheiten» «in eine narrative Komponente [...] verwandeln» sollte⁴⁷.

Hierin trifft sich also auch die Mikrogeschichte nicht nur mit dem Erzählverfahren des historischen Romans⁴⁸, sondern stimmt auch auf sehr bezeichnende Art und Weise mit den Positionen der «narrativen Geschichtsschreibung» und von Hayden White insbesondere überein. Obwohl Mikrogeschichte und narrative Geschichtsschreibung unabhängig voneinander entstanden sind und vor allem unterschiedliche Gegenstände haben, so weisen sie auf der anderen Seite auch viele Gemeinsamkeiten auf: sie sind nämlich nicht nur die zwei wichtigsten Erscheinungen der modernen Krise der Geschichtsschreibung⁴⁹ und finden dementsprechend in der Historikergruppe der *Annales* ihre entschiedensten Gegner⁵⁰, sondern sie stellen auch beide den Menschen als Akteur der Geschichte ins Zentrum ihrer Analysen und unterstreichen v.a. den literarischen bzw. narrativen und auf jeden Fall «konstruierten» Charakter ihres Objekts. Gerade dieses Bewußtsein «des jeder Forschung innewohnenden konstruktivi-

⁴⁴ Vgl. Ginzburg: *Mikrohistorie* (s. Anm. 41), S. 182 und S. 188.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 183f. und 186f. Bereits Krakauer, der als einer der frühesten Kronzeugen für die Mikrogeschichte gilt, berief sich auf Tolstois *Krieg und Frieden*. Vgl. Schlumbohm: *Mikrogeschichte* (s. Anm. 41), S. 15, Anm. 15.

⁴⁶ Ginzburg: *Mikro-Historie* (s. Anm. 41), S. 180 und 182.

⁴⁷ Vgl. ebd., S. 182f. und S. 187. Vgl. auch Schlumbohm: *Mikrogeschichte* (s. Anm. 41), S. 22, der vom «Bemühen, den Leser am Forschungsprozeß teilnehmen zu lassen», redet.

⁴⁸ Vgl. etwa Steinmetz über Walter Scott: «Der Erzähler scheut sich nicht im geringsten, sein Erzählverfahren bloßzulegen, er scheut sich auch nicht, seinen Umgang mit historischen Quellen offen vor dem Leser auszubreiten, teils im Roman selbst, teils in beigefügten Anmerkungen». Steinmetz: *Literatur und Geschichte* (s. Anm. 18), S. 28.

⁴⁹ Vgl. Roger Chartier: *Zeit der Zweifel* (s. Anm. 21), S. 84ff.

⁵⁰ Das Verhältnis der Mikrogeschichte zur Gruppe der *Annales* ist etwas komplizierter, weil einige Impulse für die Entwicklung der neuen Tendenz gerade von Vertretern dieser Gruppe ausgegangen sind. Vgl. Ginzburg: *Mikro-Geschichte* (s. Anm. 41), S. 175ff.

ven Elements» hat aber auch beiden den gleichen Vorwurf des «historischen Relativismus» eingebracht, den sie mit ähnlichen Argumentationen zurückgewiesen haben⁵¹.

Hatte nun Gatterer mit seinen historischen Werken, insbesondere mit dem «Porträt» des Hochverrätters Battisti, aber auch mit seiner monumental analysierten Problematik der Minderheiten in Italien in *Im Kampf gegen Rom* zwei hervorragende Beispiele der narrativen Geschichtsschreibung geliefert, so stellt der Roman *Schöne Welt, böse Leut*, der gleich anschließend veröffentlicht wurde, ein frühes Zeugnis literarisierter Mikrogeschichte dar, welches als Produkt jenes Bewußtseins der Krise der modernen Geschichtsschreibung verstanden werden kann, aus dem die oben dargestellte Diskussion über Grenzen und Möglichkeiten der historischen Darstellung ausgegangen ist⁵². In ihm kommt nämlich, neben der Skepsis gegenüber jedem absoluten Wahrheitsanspruch und der Einsicht in die literarische Natur jeder Geschichtsschreibung, auch eine andere große Spannung zum Ausdruck, nämlich jene zwischen dem Wissen um die Schranken und Gefahren der Mikrogeschichte selbst, um ihre subjektive, eingeschränkte und letztendlich auch verherrlichende Perspektive auf der einen Seite⁵³, und dem unbedingten moralischen Drang der Suche nach Wahrheit und nach Aufklärung über eine in Südtirol viel zu schnell verdrängte und vergessene Vergangenheit auf der anderen.

Gatterer ist sich der Tatsache bewußt, daß jede Rekonstruktion der Vergangenheit durch Zeitgenossen zumindest «verdächtig» ist, weil sie auf subjektive Erinnerungen und widersprüchliche Erfahrungen zurückgeht. Er will jedoch dieses «widersprüchliche Material», ohne das selbst die Historiker nicht auskämen und welches in Südtirol nach 1945, «um der Einmütigkeit willen», verschwiegen und verdrängt wurde, nicht mehr nur in sich behalten, um nicht zum «Komplizen der Unwahrheit» bzw. zum «Komplizen halber Wahrheiten» zu werden⁵⁴. Aus diesen z.T. widerstre-

⁵¹ Vgl. für die Mikrogeschichte ebd., S. 189f.

⁵² Das ist bereits von Stuhlpfarrer: *Eine neue Geschichtsschreibung* (s. Anm. 31), S. 50, bemerkt worden: «Gatterer hat methodisches Neuland betreten. In *Schöne Welt, böse Leut* publiziert er 1969 ein Stück Alltagsgeschichte noch vor den Appellen des "Grabe, wo du stehst". Er wählte als Methode die Introspektion, noch bevor sie Mario Erdheim für die Ethnohistorie theoretisch begründete».

⁵³ Vgl. zu diesen Schranken bzw. zu diesen Gefahren der Mikrogeschichte: Hans-Ulrich Wehler: *Neoromantik und Pseudorealismus in der neuen «Alltagsgeschichte»*. In: Ders.: *Preußen ist wieder chic ... Politik und Polemik in zwanzig Essays*, Frankfurt a.M. 1983, S. 99–106.

⁵⁴ Vgl. Gatterer: *Über die Schwierigkeiten der Südtiroler* (s. Anm. 30), S. 381: «Wir Zeitgenossen sind verdächtig bei der Rekonstruktion der Vergangenheit [...]. Aber immerhin

benden Tendenzen ist also 1969 der Roman *Schöne Welt, böse Leut* als frühes Zeugnis des Bewußtseins von der Krise der modernen Geschichtsschreibung und zugleich als erster Versuch einer literarischen Vergangenheitsbewältigung in Südtirol entstanden.

II. Die «kleine Geschichte» und die «schöne Welt»

1. Mikrohistorie und idealisierender Blick

Obwohl im Roman selbst sich kaum ausdrückliche Hinweise auf die Opposition von «kleiner Geschichte» bzw. «Menschengeschichte» und «großer» bzw. «Weltgeschichte» finden⁵⁵, so läßt sich doch das ganze Buch als eine Verdeutlichung eben dieser Dichotomie lesen. In einer Vorarbeit zum Roman hat Gatterer den Unterschied zwischen den beiden Geschichtsdarstellungen ausführlicher behandelt, wenn er am Anfang eines «Epilog» betitelten Kapitels schreibt:

Die wahre Geschichte, das sind die kleinen Geschichten. In ihnen lebt und wirkt die Wahrheit. In ihnen spiegelt sich die große Geschichte von vorgestern und gestern, bereitet sich die große Geschichte von morgen vor.

Die große Geschichte, die von Mussolini, Dollfuß und Hitler erzählt, von Päpsten und Parteisekretären, von Kämpfen und Generälen, ist verzerrt, falsch, erlogen wie das Bild einer Landschaft, die Sie auf der Autobahn durchfahren. Was wissen Sie von der Beschaffenheit der Berge, der Güte der Böden, dem Gemurmel der Quellen, der Tiefe der Ströme, dem Geheimnis der Türme, dem Ernst der Friedhöfe, der Schwere der Ähren und dem bescheidenen Blühen der gesegneten Felder? Sie sehen Berge, Hügel, Wälder, Schlote, Türme – dahinfliegend, und wissen weniger über sie als über die Sterne am Himmel.⁵⁶

haben wir Material aufbewahrt im Kopf und in den Archiven, wir haben Erinnerungen, und ohne dieses zum Teil sehr subjektive, auch widersprüchliche Material, kämen die Historiker nicht aus. Wir haben das Material in uns getragen und still verarbeitet. In der kritischen Zeit Südtirols nach 1945 haben wir – um der Einmütigkeit willen – geschwiegen, jahrzehntelang, und den nicht verjährten Zorn in uns hineingefressen. Heute dürfen wir nicht mehr schweigen, wollen wir uns nicht zu Komplizen der Unwahrheit machen, zu Komplizen halber Wahrheiten».

⁵⁵ Vgl. Gatterer: *Schöne Welt, böse Leut* (s. Anm. 5), S. 12: «Für die Weltgeschichte ist dies alles nebensächlich». Vgl. auch S. 148 und S. 326: «Der Rest ist Weltgeschichte, oder was sich als solche ausgibt. / Die Menschengeschichte siedelt weiter unten».

⁵⁶ Handschriftlicher Nachlaß aus der Bibliothek «Claus Gatterer» in Sexten: Heft XII, S. 616.

In Übereinstimmung mit dieser Überlegung stellt die Geschichte der kleinen Leute im winzigen Dorf Sexten in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen bzw. bis 1943 den Gegenstand der Erzählung dar. Bereits die ersten Seiten des Romans, auf denen dargestellt wird, wie das kleine Dorf am Ende des Pustertals im heutigen Südtirol nur durch Zufall oder besser durch «eine Schlaperei der Weltgeschichte» im letzten Moment und «selbst für die Italiener unerwartet, an Italien kam» (11), klären das Verhältnis von «großer» und «kleiner Geschichte» auf:

Für die Weltgeschichte ist dies alles nebensächlich. Vier Ortschaften, nicht einmal sechstausend Menschen – was wiegen die schon? Für die sechstausend aber ist genau dies Belanglos-Nebensächliche *die* Weltgeschichte. (12)

Vom Anfang an bestimmt also der Erzähler das, was für die «Weltgeschichte» «belanglos-nebensächlich» ist, d.h. die «Weltgeschichte» der kleinen Leute, zum Gegenstand seiner Erzählung. In nur lose zusammenhängenden, eher schwank- und schweykhaften Episoden, entwirft der Erzähler einen Mikrokosmos, in dem sich viele Figuren bewegen. Darin spielt die Familie des Protagonisten, von der wir etwa den Großvater, die streng katholische und geschäftstüchtige Mutter, den seit dem ersten Weltkrieg invaliden, eher schweigsamen aber geschichtskundigen Vater kennenlernen⁵⁷, selbstverständlich eine große Rolle. Zur Familie zählen aber auch der bereits früh für den Nationalsozialismus begeisterte Taufpate sowie der sozialistische Vetter aus Wien oder die Sommergäste, etwa der Studienrat aus Bremen oder der Herr aus Triest. Der Erzähler zeichnet aber auch andere Figuren des Dorfes ziemlich ausführlich nach, etwa den Herrn Staudinger, den weisen Wirt der Gaststube zum «Mondschein», die bei der befohlenen “Behördenabstinenz” der Zeit zu einer Art von Landtag oder Gemeinderat geworden war (154). Weitere kleine Porträts sind dann dem alten und dem neuen Doktor, der Hebamme und dem Totengräber, dem «Podestà» und seinem Diener Bartolo, dem Apotheker, der streitsüchtigen Nachbarin, den meistens aus dem Cadore stammenden und inzwischen «zu “Einheimischen” gewordenen Italienern» (126ff.) sowie selbstverständlich den Lehrern sowohl in der Volksschule als auch später im Vinzentinum, dem vom Protagonisten besuchten Priesterseminar in Brixen, gewidmet.

Wenn man aber unter diesen vielen Porträts die «böse Leut» sucht, von

⁵⁷ Vgl. über die Schweigsamkeit des Vaters: Gatterer: *Schöne Welt, böse Leut* (s. Anm. 5), v.a. S. 103f. Über dessen Leidenschaft für die Geschichte vgl. ebd., S. 54.

denen der Titel des Romans spricht, so könnte man leicht enttäuscht werden. Es gibt zwar ein paar eindeutig negativ gezeichnete Figuren im Roman, wie etwa den nationalsozialistischen Anführer Paller (371f.; 379ff.), den «politisierenden Apotheker» (383ff.), den italienischen Gemeindediener Bartolo (241ff.) oder den menschenverachtenden «Schmalz» (310ff.). Doch auch diese eindeutig negativen Figuren werden im Roman entweder von einer Art Nemesis bestraft oder aber lächerlich gemacht. So wird etwa der Gemeindeschreiber Bartolo von den Jungen des Dorfes in den kalten und schäumenden Bach getaucht (243f.), während die «Propagandarede» des Apothekers durch die sture Bauernweisheit eines alten Bauern desavouiert wird (384ff.). Der Paller wird seinerseits weder vom Erzähler, noch von den anderen Figuren im Roman für ganz voll genommen. Aber auch der ideologische Eifer des Taufpaten, des wichtigsten Repräsentanten der nationalsozialistischen Ideologie im Roman, wird von den Kommentaren des Erzählers oder anderer mitspielender Figuren oft der Lächerlichkeit preisgegeben. Ganz zum Schluß, wenige Seiten vor dem Ende des Romans, rehabilitiert sich allerdings der Taufpate selbst, indem er «den Hitler und den Paller und die ganze vermaledeite Nazischweineerei» (413) verflucht, nachdem er von der Euthanasie zweier psychisch kranker Kinder eines kleinen Bauern des Dorfes erfahren hat.

Auch alle anderen negativen Figuren, selbst der Podestà und Lehrer Cavaliere Monteforte, der höchste Repräsentant des Faschismus im Dorf, werden im Roman so gezeichnet, daß gerade ihre negativen Seiten eher als Schwächen erscheinen, was die Figur auf diese Art und Weise letztendlich menschlicher erscheinen läßt. Der Erzähler will nicht einfach verurteilen, sondern vor allem verstehen, und aus diesem Streben rührt immer auch ein gewisses Verständnis her, welches aber nie zur Entschuldigung und noch weniger zur Rechtfertigung wird. Beispielhaft für diese tolerante bzw. verständnisvolle Einstellung des Erzählers ist etwa die Darstellung des eindeutig «häßlichen und bösen» Totengräbers Naz (88ff.), die mit einer Überlegung des Erzählers endet, «ob nicht vielleicht wir dem Naz unrecht getan und ihn in den Tod getrieben hatten, indem wir ihn nie als Menschen, sondern immer nur als Totengräber, als unmittelbaren Gehilfen des Todes gesehen und daher mit Grabeskälte umgeben hatten» (90). Der Erzähler versucht ja, sogar Raffl, den Verräter von Andreas Hofer, der in Südtirol der Inbegriff des Verräters ist, zu rechtfertigen (312).

Diese tolerante Einstellung des Erzählers ist andererseits eine unmittelbare Folge seiner methodologischen Entscheidung für die Mikrohistorie, welche immer den Menschen in den Vordergrund setzt und selbst «im andern Graben nicht den Feind, sondern den Menschen zu entdecken»

versucht. Gatterer zeigt also in seinem Roman manchmal auch harte Konflikte, die selbst durch die Familie des Protagonisten gehen, wenn etwa die Großmutter die Mutter verflucht (392f.), will aber weder Helden noch Märtyrer darstellen, sondern v.a. Menschen, die, jeder nach seiner Fähigkeit und nach seinen Möglichkeiten, auf die tiefen sozialen, ökonomischen und politischen Veränderungen jener Zeit reagieren. Diese Einstellung entspricht aber andererseits auch Gatterers allgemeinerer Interpretation der faschistischen Herrschaft in Südtirol:

Es ist eine Lüge, wenn man heut so tut, als wären die 21 Jahre unterm Faschismus eine einzige Leidens- und Helden-Epopöe gewesen. Die Lüge wird doppelt infam, wenn man es unterläßt, darauf hinzuweisen, daß die neunzehn Monate währende nationalsozialistische Verwaltung in Südtirol [...] ein vielfach der Todesopfern [...] gefordert hat.⁵⁸

Auch aus dieser Überlegung heraus war Gatterer also nicht daran interessiert, eine «Leidensgeschichte» der Südtiroler unter fremder Herrschaft zu schreiben, die eine Fortführung geworden wäre jener nach dem ersten Weltkrieg geborenen «Legende» und jenes «Mythos» vom «Südtiroler» als Ausdruck von «Schmerz und Martyrium, ein aus Seufzern und Flüchen gefügtes Gefühl, mehr Zeugnis des Leides als aus dem Leiden geborenes Programm der Selbstbehauptung» (15). Es gibt daher im Roman gute und böse Leute sowohl bei den Italienern als auch bei den Deutschen in Südtirol, während die Eskalation der Kontraste gegen Ende des Romans infolge des «Optionsabkommens» nur innerhalb der deutschsprachigen Südtiroler stattfindet und nicht das Verhältnis zwischen Deutschen und Italienern betrifft.

Man kann also behaupten, daß es im Roman fast keine durchaus böse Leute gibt, weil die meisten der dargestellten Personen letztendlich «liebe Leute» (418) mit ihren Fehlern und Schwächen sind, keine reine Helden, aber auch keine Märtyrer. Diese allgemeine Toleranz gegenüber jedem Einzelnen erspart jedoch dem ganzen Volk keinesfalls ein hartes und unerbittliches Urteil über sein tiefes und verhängnisvolles Versagen sowohl unter dem Faschismus als auch unter dem Nationalsozialismus.

Gatterer legt dieses Urteil in den Mund eines Herrn aus Triest, der früher selbst aktiver Irredentist gewesen war und jetzt überzeugter Antifaschist ist. Nach ihm sind die Südtiroler v.a. «dammfromm»:

⁵⁸ Gatterer: *Über die Schwierigkeiten der Südtiroler* (s. Anm. 30), S. 381. Vgl. auch Gatterer: *Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien*. Wien, Frankfurt, Zürich 1968, S. 781f.

Das gesetzesfürchtigste Volk weit und breit, das die Obrigkeit achtet, auch wenn es von dieser nur Unrecht erfährt. [...] In den zwanzig Jahren, die sie unter Italien sind, hat es in diesem Gebiet keinen Krawall gegeben, keine nennenswerte Demonstration, keinen Streik, keine Barrikaden, keine Übergriffe gegen Italiener, kein Attentat auf niedrige oder hohe Potentaten. [...] Kurzum, in zwanzig Jahren keine Unruhe, die verdient hätte, von den Zeitungen vermerkt zu werden. Jede Gewalttätigkeit in diesem Gebiet ist (soweit es sich nicht um die eine oder andere Schmuggelaffäre handelte) von den Organen der Partei oder des Staates ausgegangen, von den Repräsentanten der Ordnung also. Diese haben Menschen umgebracht, verwundet, verprügelt; aber die Tiroler hier haben nach solchen Begebenheiten – wie's verständlich und menschlich gewesen wäre – die Unordnung, die sich als Ordnung ausgab, nie gestört. (377)

Dieses scharfe Urteil stimmt andererseits auch mit der Diagnose überein, die der Erzähler selbst bereits am Anfang des Romans über die «Kardinaltugend dieses zwar eigenwilligen, aber gleichwohl störrisch-gesetzesfrommen Volkes» gestellt hatte, das auch nach dem November 1918, «angesichts der einrückenden italienischen Truppen» «Ruhe und Ordnung» gewahrt und sich an seine Vergangenheit wie an eine «zuweilen gespenstisch erstarrt[e]» Ordnung geklammert hatte (15).

Die Diagnose schließlich, die der Griechischprofessor über das Verhalten der Südtiroler während des Faschismus und gegenüber dem Nationalsozialismus stellt, weist auch über die erzählte Zeit des Romans in die Gegenwart des schreibenden Autors:

Nach den achtzehn Jahren Faschismus und den zwanzig Jahren italienischer Besatzung, sagte er, sei Südtirol ein «pathologischer und neurotischer Fall» geworden. Zellen und Gewebe des Volkskörpers seien krankhaft verändert. Der schwierige Anpassungsprozeß an die neuen Herren und an das neue System habe eine allgemeine Bewußtseinskrise bewirkt: viele, Bauern wie Gebildeten, hätten dabei Schwächen geoffenbart, die sie heute verdrängen und vergessen wollten; da aber Nachdenken unweigerlich allen schmutzigen Bodensatz an die Oberfläche spüle, ziehe man es vor, sich von den Dingen treiben, vom großen Strom mitreißen, von den primitiven Parolen tragen zu lassen.

[...]

Als die Faschisten die Stärkeren schienen, haben sie rasch das Schwarzhemd angezogen und Evviva geschrien. Jetzt, da sie sehen, daß die anderen die Stärkeren sind und daß der Opportunismus neue Arrangements empfiehlt, sind sie aus den italienischen Uniformen

geschlüpft, über Nacht, wie Kreuzottern, und die lautesten Heil- und Verratschreier geworden.

[...]

Vielleicht kann unser Volk am wenigsten dafür, daß alles so gekommen ist. Unsere Leute haben ja aus Deutschland, aus Italien, auch aus Österreich nichts anderes gehört, als daß die eine Hälfte dieser Völker jeweils aus Verrätern, Vaterlandsfeinden und Subversiven besteht. Wer anders denkt, als die angebliche "Einheit" es vorschreibt, der ist eben ein Volksfeind und ein Verräter. (398-399)

Auch in der Nachkriegszeit haben die Südtiroler, unter dem Vorwand der Notwendigkeit der Einheit und des Zusammenhaltes der Gruppe, nie die Kraft und den Mut gefunden, die faschistische und die nationalsozialistische Vergangenheit mit den schmerzlichen Spaltungen im eigenen Lager zu überdenken und kritisch aufzuarbeiten. Gerade aus dieser Unfähigkeit ist aber nach Gatterer jene geistige Sterilität entstanden, die das kulturelle Leben der Nachkriegszeit in Südtirol charakterisiert hat⁵⁹, während die wenigen, die wie gerade Gatterer mit dem Roman *Schöne Welt, böse Leut* und anderen kritischen Schriften es gewagt haben, daran zu rühren, als Verräter und Nestbeschmutzer verschrien wurden.

Obwohl also dieser Roman für Südtirol den ersten literarischen Versuch einer Aufarbeitung jener Zeit darstellt, so will er doch keine Abrechnung und noch weniger eine allgemeine Verurteilung sein. So scharf und entschieden das allgemeine Urteil über das Verhalten der Südtiroler gegenüber dem Faschismus und dem Nationalsozialismus ausfällt, so nachsichtig, tolerant und verständnisvoll erscheint dagegen das Urteil des Erzählers über die Einzelnen. Typisch für diese Haltung ist etwa seine Angabe der Motivationen derjenigen, die bei der Option «fürs Auswandern» gewählt haben:

Die meisten wählten «fürs Auswandern», «deutsch» also. Die einen aus Gesinnung und Begeisterung, wie sie beteuerten, andere, weil man als Deutscher eben deutsch zu wählen hatte, was immer dies für Folgen haben mochte; wieder andere in der Hoffnung auf neue Bauernhöfe ohne Stauden und Steine; manche in der Erwartung, der Führer werde die südtirolische Hundertprozentigkeit durch den erlösenden Einmarsch belohnen; ein paar unternahmen den für andere

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 1246ff. Vgl. auch Gatterer: *35 Jahre nach dem Pariser Vertrag. Das Südtirol-Problem aus der Sicht eines Südtirolers in Österreich*. In: Ders.: *Aufsätze und Reden* (s. Anm. 30), S. 207-220, hier S. 216 f.; Ders.: *Über die Schwierigkeiten der Südtiroler* (s. Anm. 30), S. 387.

so schweren Schritt auch leichten Herzens, aus schierer Abenteuerlust. Die meisten aber hatten auch ihre streng persönlichen Motive: der Micheler beispielsweise optierte fürs Auswandern, weil er es den Italienern nicht vergessen konnte, daß sie seine Tochter mit Huren und Zigeunerinnen eingesperrt hatten; die Nachbarin, weil der Hitler im «Reich», wie man ihr versichert hatte, keine abgestandenen, faulenzenden Millionäre duldet; der Vetter Michl, weil die Verwandtschaft seiner Frau deutsch gewählt und weil die Frau standhaft gedroht hatte, es werde sie Schwermut befallen, wenn sie von den Schwestern getrennt leben müßte; der Rauter, weil er in der Christnacht – gerade rechtzeitig – einen brennenden Reisighaufen hinter seinem Futterhaus entdeckt hatte; der Jörg und die anderen «Fabrikeler», weil die Radiofabrik zugesperrt hatte und weil es in der Heimat wieder einmal keine Arbeit für sie gab; die Herren Staudinger und Sturmberger, weil ihre Söhne, jung, idealistisch und begeistert, verlangt hatten, die Väter sollten ihnen «auf dem Weg ins Reich» folgen, sie, die Söhne, könnten den Führer jetzt, im Entscheidungskampf, nicht im Stich lassen; der Lahner-Göd, weil er sich vor dem Alleinbleiben fürchtete, wenn alle gingen. (393f.)

Bezeichnenderweise läßt der Erzähler alle diese Motive, auch die «streng persönlichen», die mit einem in der Vergangenheit erlittenen Unrecht, mit bloß fixen Ideen oder Idiosynkrasien, mit Drohungen, Arbeitslosigkeit, mit der Angst vor dem Alleinbleiben oder viel öfters mit der Entscheidung der Familie bzw. der Verwandtschaft der Frau oder der jungen und idealistischen Söhne zu tun hatten, unbedingt gelten. Dadurch gelangt er allerdings zu dem paradoxen Ergebnis, daß er die Masse oder die Gesamtheit der Bevölkerung zur Verantwortung zieht, während der Einzelne immer genügend persönliche Gründe und sozusagen mildernde Umstände für sein Handeln findet. Gerade darin besteht aber eines der zentralen und am meisten diskutierten Probleme der Mikrogeschichte, welche durch die Einschränkung ihres Blickes auf die Motivation und den Blickwinkel des Einzelnen allzu oft zu einer allgemeinen Idealisierung oder Idyllisierung der historischen Wirklichkeit neigt⁶⁰.

Dem Autor mußte dieser «Nebeneffekt» seiner Betrachtungsweise andererseits willkommen sein, denn im ganzen Roman ist ein allgemeines Streben nach Harmonisierung leicht erkennbar. Indem Gatterer sich anschickt, eine bis dahin allgemein verschwiegene und verdrängte Zeit literarisch aufzuarbeiten, versucht er doch die Kontraste so weit wie möglich

⁶⁰ Vgl. eine Kritik an dieser idealisierenden bzw. idyllisierenden Neigung der Mikrogeschichte: Wehler: *Neoromantik und Pseudorealismus* (s. Anm. 53).

abzuschwächen. Das wird etwa in den vier der Zeit nach dem Bekanntwerden des Optionsabkommens gewidmeten Kapiteln deutlich. Zuerst entwickelt sich nämlich im Dorf eine nie dagewesene «Einmütigkeit», indem alle kompakt gegen das Auswandern zu sein scheinen. Das plötzliche Umschwenken vieler Dorfbewohner wird alsdann vom Erzähler aus der Perspektive des Kindes als ein «Rappel», als eine plötzliche Verrücktheit, als ein unverständlicher «Rausch» dargestellt, indem die Argumente der Auswanderer in ihrer Widersprüchlichkeit dargestellt werden (358-366). Über die Option und die Gründe gegen das Auswandern läßt dann aber der Erzähler bezeichnenderweise nicht die Südtiroler, sondern nur Ausländer reden, die im Haus des Protagonisten als Gäste wohnen: zuerst den «Herrn Hofrat aus Wien» (367), dann den «Studienassessor aus Bremen» (368-370) und schließlich den «Herrn aus Triest» (370-378). Die «Propagandarede» des politisierenden Apothekers, der alle Argumente der Propaganda für die Option gebündelt vorträgt, angefangen von der Hoffnung auf eine «Heimführung» Südtirols ins Reich im Falle der Einstimmigkeit bei der Wahl, bis hin zur Po- oder Sizilienlegende, werden vom einfachen Bauern als lauter widersprüchliche Lügen entlarvt (383-389). Nur im letzten Kapitel des Buches, das nicht von ungefähr von einer «neuerliche[n] Zerstörung des Dorfes» handelt, steigern sich die Kontraste bis zum schmerzhaften Riß innerhalb der Familie des Protagonisten selbst, als die Großmutter die sich fürs Dableiben entscheidende Mutter verflucht (392f.). Gleich anschließend berichtet der Erzähler nur soviel über den Ausgang der Option, daß «die meisten [...] „fürs Auswandern“, „deutsch“ also» gewählt hatten, und läßt gleich jene allgemeine Betrachtung über die z.T. «streng persönlichen» Motivationen dieser Wahl folgen, die fast wie eine allgemeine Absolution klingt. Daraufhin wendet sich der Erzähler der Demaskierung der ideologischen Perversion zu, die sich in den verschiedenen, italienischen wie deutschen Bezeichnungen jenes Vorganges äußerte, der als «rimpatrio», «Rückführung in die Heimat», «Umsiedlung», «Rückwanderung» oder «Heimkehr» bezeichnet wurde (395). Nach einer zum Teil bitter-ironischen Darstellung der unabhkömmlichen Tätigkeit der für die Organisation der Auswanderung zuständigen Vertreter der zwei Organisation ADEURST und ADO (396-397) schließt das allgemeine Urteil des «Griechischprofessors» über die mangelnde Zivilcourage der Südtiroler (S. 397-399) das Kapitel und letztendlich auch die Geschichte des ganzen Buches.

Es folgen zwar noch 17 Seiten, auf denen tagebuchartig über die Zeit zwischen dem 10. Juni 1940 und dem 15. August 1943, d.h. von Italiens Kriegserklärung bis kurz nach der «Demission seiner Exzellenz des Cava-

liere Benito Mussolini» (25. Juli 1943) berichtet wird. Nur kurz und skizzenhaft werden hier die vielen Paradoxa dieser Zeit angedeutet, in der in Südtirol «zwei Behörden nebeneinander bestanden, die deutsche und die italienische, mißtrauisch, feindselig und eifersüchtig, miteinander verfeindet und gegeneinander verbündet» (406f.), und in der die Liste der Jugendlichen im Dorfe immer länger wurde, die mit deutschen oder italienischen Uniformen «für dieses oder jenes Vaterland, an dieser oder jener Front, zuweilen auch in verschiedenen Uniformen an ein und derselben» (407) gefallen waren. Kurz vor dem Schluß knien noch alle Bewohner des Dorfes zusammen in der Kirche, um über den Tod der psychisch kranken Kinder eines Bauern zu trauern, welche Opfer des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms geworden waren. Die alte Gemeinschaft des Dorfes scheint für einen Augenblick und wie durch ein Wunder wiederhergestellt: «Die Dableiber knieten neben den Auswanderern, die "Walschen" neben den "Deutschen" – es schien alles wieder so, wie es ehemals gewesen» (414). Auch der Taufpate, der inzwischen Hitler verflucht und dem Nationalsozialismus abgeschworen hat (413), kommt nach einer Abwesenheit von «gut drei Jahren» (416), welche also seit der Zeit der Option dauerte, wieder ins Haus des Protagonisten und weint dem untergegangenen Österreich nach, das er bis dahin in Übereinstimmung mit der Nazi-Propaganda immer wieder als dekadent und korrupt verschrien hatte. Obwohl der Krieg noch gar nicht zu Ende ist, scheint hier die alte Harmonie der Familie und zumindest symbolisch auch jene des ganzen Dorfes wieder hergestellt zu sein:

Da saßen sie also wieder, wie in alten Zeiten, der Taufpate, der Weber, der Giani und der Vater, ohne Verräter und ohne Streit, wenn die auch immer noch wie Gespenster ums Haus schlichen – aber draußen! Und darauf kommt's an.

Sie aßen Speck und tranken Wein, und der Wein wärmte ihre Bauernseelen nicht anders als die Hoffnung auf den Frieden.

Wahrhaftig, wir hatten gewonnen. (417)

Dieser Schein der Harmonie und sogar des Sieges trägt natürlich und könnte sogar als historische Verfälschung gedeutet werden, wenn man ihn symbolisch lesen und auf ganz Südtirol anwenden würde. Denn nicht nur gab es in Südtirol Mitte 1943 noch keine allgemeine Befriedung, sondern es sollte nach dem 8. September desselben Jahres noch die schwerste Zeit für die «Dableiber» kommen, die nun Gegenstand von unendlichen Verfolgungen, Denunziationen und sogar Deportationen wurden.

Die Tatsache, daß der Roman gerade vor dieser Zeit endet, mag wohl

eine biographische Begründung haben, da Gatterer 1943 nach Padua ging, um dort zu studieren, und somit nicht unmittelbarer Zeuge der Entwicklung des Dorfes in den folgenden Jahren sein konnte. Nichtsdestoweniger signalisieren die schnelle Zusammenfassung der drei Jahre nach der Operation sowie das Abbrechen des Romans kurz vor der Ankunft der deutschen Truppen in Südtirol eine deutliche Intention der Autors, der zwar einen Blick auf eine bis dahin tabuisierte Zeit werfen wollte, ohne jedoch allzu tiefe Wunden wieder aufzureißen.

Hätte sich der Autor nicht in anderen Werken, in seinen historischen Aufsätzen und vor allem in seinem historischen Hauptwerk *Im Kampf gegen Rom* mit dieser Zeit kritisch auseinandergesetzt, dann könnte man ihm vielleicht sogar eine Verdrängungsstrategie unterstellen. In Wirklichkeit müßte man jedoch eher von einer literarischen Strategie reden, weil Gatterer bereits vom Titel her ausdrücklich eine «schöne Welt» darstellen wollte. Diese «schöne Welt» meint natürlich nicht die landschaftliche Schönheit der Bergkulisse, die im ganzen Roman kaum erwähnt, geschweige denn beschrieben wird. Sie ist vielmehr an erster Stelle die immer schöne, weil idealisierte Welt der Kindheit. Diese Welt der Kindheit deckt sich aber darüber hinaus auf sehr signifikante Art und Weise auch mit einer Art von «Welt von Gestern», d.h. mit einer für immer vergangenen Stufe der ökonomischen, sozialen und kulturellen Einwicklung in Südtirol. Die dargestellte Kindheit des Protagonisten, von seinem 6. bis ungefähr zu seinem 16. Lebensjahr, ist also nicht nur mit einer für Südtirol schwierigen historischen Zeit ideologischer Spaltung und Verwirrung identisch, sondern darüber hinaus auch mit der Zeit einer grundlegenden Entwicklung des Landes von einer ausschließlich agrarischen zu einer hauptsächlich touristischen Ökonomie.

2. Der anthropologische, ethnographische, soziologische und linguistische Blick

Auch hier erweist sich der Autor als ein Meister der Mikrohistorie oder der «Alltagsgeschichte», indem er mit einem äußerst sensiblen Auge und Ohr wichtige anthropologische, ethnographische, soziologische und auch linguistische Beobachtungen anstellt. Mit seinem liebevollen und z.T. nostalgischen Blick beschreibt er eine vergangene und inzwischen bereits verschwundene Welt, in der Magie und Aberglaube das Weltbild noch prägten und in der noch Reste einer matriarchalischen Gesellschaftsstruktur oder aber der Leibeigenschaft überlebten⁶¹. Mit großem Interesse

⁶¹ Vgl. über Aberglaube und Magie: Gatterer: *Schöne Welt, böse Leut* (s. Anm. 5), v.a. S. 31ff.; über das Matriarchat, ebd., S. 309f. und über den Markt der Knechte, ebd., S. 311f.

beobachtet und beschreibt er aber vor allem die manchmal fast unmerklichen Symptome für das Zerfallen dieser Welt, etwa den für die dörfliche Gemeinschaft folgenschweren Rückgang des Flachsbaus (79f.) oder das Eindringen von neuen Rezepten und von neuen Kräutern «an der Küchenfront», das «alle traditionellen Essensordnungen über den Haufen» warf⁶².

Typisch für dieses ethnographische Interesse sind auch die vielen linguistischen Bemerkungen des Erzählers, der hinter unscheinbaren Bedeutungsänderungen oft tiefe Wandlungen der Wirklichkeit entdeckt. So dient ihm etwa eine Überlegung über die vom Kontext abhängige Bedeutung des Personalpronomen "Wir", d.h. über den Unterschied zwischen dem «"wir Südtiroler"» und dem «"wir Tiroler" von einst», zwischen dem «dörflichen "Wir"», das auch die eingebürgerten Italiener im Dorf mit einbezog, dem «erweiterten "Wir"», welches auch die Ladiner und alles, was nicht italienisch bzw. faschistisch war, einschloß, und dem «offiziellen "Wir"» in der Schule, das immer nur ein bloß äußerliches und fremdes "Wir", «das Wir der totalitären nationalen Gemeinschaft» (14-17) geblieben war, um die Gespanntheit und die Schizophrenie der ganzen Lage in Südtirol nach dem ersten Weltkrieg und insbesondere nach dem Aufkommen des Faschismus darzustellen. Weitere Überlegungen über die damals vom Kind noch unverstandenen Begriffe «Krise, Ruin, Bürgerschaft» bzw. über die mundartliche «Bezeichnung eines Konkurses als "Pfatschen"», «ins-Rutschen-kommen» und «Hinten-offen-Sein», bieten dem Erzähler die Gelegenheit, die damalige ökonomische Lage und die Risiken der Modernisierung der Agrarwirtschaft für die Bauern darzustellen (67-70). Die Überlegungen des Erzählers über die Bedeutung, die Herkunft und die Funktion der vielen Übernamen im Dorf, welche oft Zeugen von kleinen oder großen Bosheiten sind, die vielen Menschen wie Flüche anhaften, stellen ein glanzvolles Beispiel ethnographischer Beobachtung dar (91-96). Die Verwendung des Begriffs «kommandieren» an Stelle von «regieren» deutet der Erzähler dann als angemessenen Ausdruck einer Interpretation des Staates als «unermesslich große[r] Kaserne» (185). Auch die bereits erwähnte Demaskierung der ideologischen Verlogenheit der Begriffe «Umsiedlung», «Rückführung in die Heimat» oder «Rückwanderung» für die Option zeugt von diesem linguistischen Interesse.

Einer ideologischen Demaskierung dienen sehr oft auch die soziologischen Betrachtungen, welche sowohl die ethnographischen und anthropologischen als auch die linguistischen stets begleiten. So unterscheidet

⁶² Vgl. ebd., S. 74f.; 77f.; 274.

etwa der Erzähler zwischen dem Verhältnis zum Faschismus der «besseren Leute», der «kleinen Leute» und wiederum der «bloß „guten Leute“» im Dorf. Während die ersten «aus Erwägungen der Nützlichkeit» «bei der Partei» sein und die «Alpenzeitung», eine faschistische Zeitung in deutscher Sprache, abonnieren durften, war dagegen unter den «bloß „guten Leuten“», die die Mehrzahl der Bauern ausmachte, der Umgang mit den «kleinen Leuten», für die «das Parteibüchl letztlich nichts anders als ein Brotbüchl» war, d.h. die aus rein materiellen Gründen des Überlebens in der faschistischen Partei waren und «die Kinder zu den Balilla schickten», absolut verboten (40f.). Den gleichen Unterschied machen aber bezeichnenderweise die faschistischen Lehrer selbst in der Schule, welche auch die schwierigsten Namen der «Kinder der „besseren Leute“», welchen «kein schlechtes Zeugnis ausgestellt werden durfte», richtig aussprachen, während sie die Namen der Bauernkinder verzerrten und verunstalteten (58ff.).

Die größte Aufmerksamkeit jedoch widmet der Erzähler den Einwirkungen des Tourismus auf die bäuerliche Gesellschaft, die sich anfangs gegen jede Neuerung und selbst gegen den Autoverkehr wehrte (29), um sich aber kurz darauf ganz dem Tourismus zu verschreiben und ihm die eigene Identität und selbst die eigenen moralischen Werte zu opfern (258-285). Mit unerbittlicher Strenge entlarvt hier der Erzähler vor allem die Verlogenheit der völkischen Idealisierung und Mythisierung des urtümlichen und naturgebundenen Charakters jenes jeglichem Italianisierungsversuch heldenhaft trotzensen Volkes (258-260) sowohl in der Malerei als auch in der Literatur. Gerade die Vorliebe für die Urtümlichkeit und Naivität bewirkte nach dem Erzähler paradoxerweise das Ende jener Naivität, die sich dadurch ihrer selbst bewußt geworden war und sich jetzt sozusagen als Verkaufsartikel verdingte. Der Erzähler unterscheidet auch zwischen den früheren Besuchern, den «Herrschaften», die sich durch ihre Achtung für das Land und seine Bevölkerung auszeichneten, und den neuen Touristen, den «Fremden», die keine Ahnung von der Geschichte und den Traditionen des Ortes haben und überzeugt sind, alles kaufen zu können.

Alle diese ethnographisch-anthropologischen, linguistischen und soziologischen Betrachtungen besitzen zweifellos einen wichtigen «dokumentarischen» Wert und bekräftigen die Bedeutung der Mikrogeschichte und der Alltagsgeschichte. Nichtsdestoweniger bestätigt eine solche Darstellung auch die Schranken dieser Betrachtungsweise, die sehr leicht in eine «Kirchturmperspektive» verfallen kann. Der oft nostalgische und manchmal sentimentale Blick sowohl des Erzählers als auch anderer Figu-

ren im Roman, die jener alten, vergangenen Zeit und damit oft auch dem untergegangenen habsburgischen Reich nachtrauern, läuft stets Gefahr, in eine kritiklose Idealisierung und Idyllisierung jener «schönen Welt» zu münden, die möglicherweise sogar ins Völkische ausarten könnte.

Es gibt jedoch eine wichtige Instanz im Roman, die ein solches Ausarten und die Verwandlung dieses Romans in einen «Heimatroman» unmöglich macht, nämlich die Instanz des Erzählers und seine Abstand schaffende Ironie.

3. Der ironische Blick

Die Geschichte wird in erster Person von einem Erzähler vorgetragen, der den Leser immer wieder mit der Höflichkeitsform «Sie» anredet⁶³. Diese Anredeform, die von Gatterer auch im alltäglichen Umgang sogar mit seinen engsten Mitarbeitern verwendet wurde⁶⁴, mag wohl eine Art polemische Antwort auf ihr Verbot durch den Faschismus darstellen (342); sie dient aber auch dazu, den Leser auf Distanz zu halten. Eine ähnliche Funktion hat die Ironie, die sich bereits in den Betitelungen der einzelnen Kapitel kundtut. Diese kurzen Titel, die mehr andeuten als erklären und durch ungewöhnliche Begriffe oder Begriffskombinationen den Leser vor allem neugierig machen sollen, haben nämlich etwas Simplizianisches. Jenseits dieser ersten, bloß äußerlichen Analogie zwischen dem Roman von Gatterer und Grimmelshausens Werk stimmt auch die allgemeine Einstellung des Erzählers, der vom Standpunkt der erreichten Verklärtheit auf die Abenteuer seiner Kindheit und Jugend ironisch distanziert und teilnehmend zugleich zurückblickt, in beiden Romanen überein, so daß *Schöne Welt, böse Leut* in mancher Hinsicht als Pikaro- oder Schelmenroman definiert werden könnte⁶⁵.

Die Ironie, die in irgend einer Form fast auf allen Seiten des Romans, selbst auf den tragischsten, Platz findet, ist zweifellos das wichtigste und dominanteste Kunstmittel dieses Werkes. Eine Form dieser Ironie ist der einfache Witz, der entweder von einer Figur im Roman oder vom Erzähler selbst erzählt wird. So bemerkt eines Abends ein Bauer über den Anschluß Südtirols an Italien nach dem ersten Weltkrieg: «‘Alles papperla-

⁶³ Vgl. ebd., S. 26; 58; 77; 114; 135; 161; 205; 213; 218; 237; 248; 274; 290; 335; 346; 361; 406.

⁶⁴ Vgl. Toni Elisabeth Spira: *Claus Gatterer*, in: *Der Mensch, der Journalist, der Historiker*, (s. Anm. 31), S. 12.

⁶⁵ In Gatterers Bibliothek ist auch ein Exemplar von Grimmelshausens *Simplicissimus* vorhanden.

papp. Daß wir den Krieg gewonnen haben, weiß jedes Kind. Aber daß wir gleich ganz Italien bekommen würden, das hätte ich mir nicht gedacht!"» (13). An einer anderen Stelle berichtet dagegen der Erzähler selbst, wie eines Tages jemand eine Postkarte einfach «"An den größten Bajazzo der Weltgeschichte – Rom"» adressiert hatte, worauf die Polizei zu der Überzeugung gekommen war, «daß niemand anderer als Mussolini der Adressat sein könne, und [...] sich auf die Suche nach dem Schreiber» machte (346).

Viel öfter kleidet sich die Ironie in die Form des echten Schwanks. Bei den Erzählungen der phantastischen Abenteuer der Bewohner von Villgraten, einem Nachbardorf von Sexten in Osttirol, das sich nach 1918 in einem anderen Land befand, verweist der Erzähler selber auf die Bürger von Schilda (21). Aber auch die Geschichte des Bauern, der bei der Wahl vom März 1929 anstatt in die Wahlkabine aufs «Häus» geht und am Ausgang dem faschistischen Gemeindediener ins Gesicht sagt: «Tutto fatto [...], buon giorno!», hat bis hin zur skatologischen Vorliebe alle Züge des Schwanks. Weitere Schwänke sind, unter vielen anderen, die Geschichte der zwei südtiroler Alpini, die einmal «im Venetianischen» vier italienische Soldaten geprügelt hatten, um sie dann exerzieren und sogar «Viva il Duce» schreien zu lassen, um auf diese Art und Weise «die Ehre des Alpinikorps» zu retten (194-204); oder etwa das Gespräch zwischen dem Obermüller Jossese, «der sich einbildete, er sei der Heiland», und dem Pfarrer des Dorfes, den er zusammen mit dem Papst «wegen des sakrilegischen Glockengeläutes zur Kriegeserklärung» (403-405) absetzen wollte.

Der Erzähler gibt auch gerne Sprachwitze oder Wortverdrehungen wieder, die schon damals, in der erzählten Zeit verbreitet waren, so etwa, wenn er erzählt, daß die Bezeichnung «Milit» für die billigere Zigaretten-sorten als «merda italiana lavorata in tubetti – in Röhrchen verpackter italienischer Dreck» interpretiert wurde (111). Auch die «dummen Abkürzungen ADERUST (Amtliche deutsche Ein- und Rückwandererstelle) und ADO (Amtsstelle deutscher Optanten) für die für die Auswanderung zuständigen nationalsozialistischen Organisationen werden vom Erzähler nach den trefflichen «Verdeutschungen» der Zeit als «Hin- und Herwanderungsstelle» bzw. als «Amtliche Drückeberger-Organisation» ausgelegt (397).

Der Roman kennt auch viele andere Arten der Ironie, wenn der Erzähler etwa die Weigerung eines Bauern, sein Haus an den elektrischen Strom anschließen zu lassen, mit den Worten kommentiert: «Er hatte von Anschlüssen genug» (19), oder wenn er die nach «völkischer Unverderbtheit» suchenden deutschen Touristen ausgerechnet in der «Hakennase» eines weißbärtigen alten Hirten «einen eindrucksvollen Ariernachweis» erblicken läßt (259). Ein weiteres wichtiges Mittel der Ironie ist die Verdrehung der offensichtlichen Wirklichkeit in ihr Gegenteil. So spricht etwa

der Erzähler vom «unermüdlichen Kampf gegen die Unterdrückung», den viele Südtiroler unter dem Faschismus «mit Speck und Schmiergeldern» führten (157). Im typisch faschistischen Traktieren der ideologischen Gegner mit Knüppel und Rizinusöl erblickt er andererseits etwas «wahrhaft Humane[s]» und «zutiefst Menschenfreundliche[s]», d.h. «nur die formale Rahmenhandlung des eigentlichen Kultgeschehens», welches «auf die innere Katharsis, auf die große Reinigung von Hirn und Eingeweiden» abzielte (163f.). Und zum unendlichen Papierkrieg der ADO-Funktionäre, die zwar «Kranke und Sieche, Pensionisten und Rentner, kräftige Arbeiter und begeisterte Jungkameraden» gleich in die Barackenlager, in die Schützengräben oder in die vorderste Linie des Volkstumskampfes schickten, Besitzer, Bauern und Unternehmer aber im Land behielten, weil durch sie der Papierkrieg um jeden Baum und um jeden Stein sich ins Unendliche verlängern ließ und dadurch auch die «Unabkömmlichkeit in der Heimat» der Funktionäre selbst bestätigt wurde, bemerkt der Erzähler:

Man kann das Hohelied dieser Unabkömmlichen in den ADEURST- und ADO-Stuben nicht laut genug singen. Denn letztlich waren sie es, die im Verein mit der in Lichtgeschwindigkeit vorüberrauschenden Tausendjährigkeit des Reiches die Exekutierung der Option verhinderten. Es ist, rückblickend gesehen, nicht von Belang, ob diese Leistung dank der Faulheit oder Untauglichkeit des Funktionäreapparates vollbracht wurde oder ob schäbigste Eigensucht den Funktionären empfahl, die Unabkömmlichkeit durch mangelnde Leistung im Papierkrieg zu prolongieren. Menschenfreundliche Gesinnung spielte dabei jedenfalls die geringste Rolle. Indes, was allein Gewicht hat, sind die Tatsachen. Und Tatsache ist es, daß mit den Unabkömmlichen auch die Mehrzahl der Besitzenden der Heimat erhalten blieb. Jene erlebten schließlich auch noch die Genugtuung, daß ihnen als Verdienst angerechnet wurde, was sie entweder durch Unvermögen oder schäbige Gesinnung bewirkt haben. (397)

Die Ironie dient dem Erzähler an erster Stelle dazu, die Ideologie immer wieder Lügen zu strafen. So weist er etwa aus Anlaß der Ernennung des «Podestà» in Sexten auf einen offenkundigen inneren Widerspruch der faschistischen Ideologie hin⁶⁶. Während nämlich «überall, in Lesebüchern, Geschichtstexten, Parlamentsreden und Dekreten» zu lesen stand, «wir seien waschechte Italiener, Nachfahren der Römer», so schienen doch

⁶⁶ Vgl. über die widersprüchliche Figur des «Podestà» innerhalb der faschistischen kommunalen Verwaltung in Südtirol: Andrea Di Michele: *L'Italianizzazione imperfetta. L'amministrazione pubblica dell'Alto Adige tra Italia liberale e fascismo*. Alessandria 2003, S. 288-341.

viele Männer des Dorfes, die allen Forderungen für einen Podestà-Posten entsprachen, welcher «Italiener [...], Katholik, Faschist und verheiratet» sein sollte, und darüber hinaus bereits Erfahrung in der Gemeindeverwaltung hatten und die Einwohner und ihre Probleme kannten, für die Stelle doch nicht geeignet zu sein, so daß letztendlich nur der des Dorfes unkundige Lehrer Monteforte in Frage kam (123f.). Immer mit der Waffe der Ironie entlarvt der Erzähler die Rhetorik über die ökonomischen Erfolge des Regimes, das «damals zwar nicht die Arbeitslosen und die Armen, wohl aber die statistisch erfaßte Arbeitslosigkeit und Armut abgeschafft hatte, weshalb es auch die Folgeerscheinungen solcher Zustände nicht geben durfte» (133). Auch das Autarkie-Programm der faschistischen Regierung wird auf ein unnützes Sammeln von «Stanniol, leere[n] Zahnpastatuben, Konservendosen, rostige[m] Eisenzeug, mottenzerfresene[n] Decken und Fetzen», die nur einen minderwertigen «autarkischen Wollstoff» erzeugten, bzw. auf das Anpflanzen von Pappeln durch den Podestà, die beim ersten Frost kläglich verendeten, reduziert (225f.). Ironisiert und demaskiert wird alsdann auch die Kriegsrhetorik des Regimes, wenn etwa die Heldenstreiche von Galeazzo Ciano und von den «Gerarchi» in Afrika erzählt werden, die «zu Regenzeiten oder wenn es mit dem Siegen nicht so richtig funktionierte» nach Rom fahren, um nur dann wieder an die Front zu fliegen, wenn es galt, «siegreich in eine Stadt einzurücken» oder «wenn sich wenigstens das Wetter gebessert» hatte (221).

Dieser wiederholte Einsatz verschiedener Formen von Ironie im Roman dient v.a. dazu, den Erzähler als oberste, das ganze Geschehen organisierende und beurteilende Instanz in den Vordergrund zu stellen. Ob die Ironie nämlich in einem Wort, in einer Vorstellung oder in einer ganzen Episode sich äußert, sie verrät unweigerlich die Präsenz einer höheren Instanz, die den Schein, die Illusion oder die Ideologie durch Übertreibung oder Verdrehung ins Gegenteil mit der Wirklichkeit kollidieren läßt. Diese distanzierte ironische Haltung des Erzählers garantiert darüber hinaus, daß der wehmütige und nachtrauernde Blick des Erzählers auf die für immer vergangene Zeit der Kindheit nicht in die idealisierende oder gar verherrlichende Pose des Heimatromans verfällt.

Die Ironie ist andererseits nur ein Ausdruck, wenn auch der wichtigste und der am leichtesten zu erkennende, jener Distanz zwischen dem erzählenden und dem erzählten Ich, die den ganzen Roman und insbesondere die darin enthaltene Darstellung der Geschichte prägt. Diese Spannung zwischen dem erzählten und dem erzählenden Ich ist aber auch die gleiche, die zwischen der «kleinen» und der «großen» Geschichte, zwischen dem mikrohistorischen und dem narrativen Blick stattfindet. Der

Roman erzählt die Ereignisse der dreißiger Jahre in Sexten in Südtirol einmal aus der Perspektive des Kindes, das in den Fakten und Diskursen kein System erblickt und die es nicht gleich zu verstehen vermag (369), ein anderes Mal hingegen aus der Perspektive nicht nur des Erwachsenen, der die Folgen dieser Taten erblickt und darüber nachgedacht hat, sondern vielmehr des Historikers, der noch viel deutlicher die weiteren Zusammenhänge, sowohl die Ursachen als auch die Folgen kennt. Die naive, verständnislose Sicht des Kindes, die ihrerseits bereits durch das Gedächtnis aussortiert und gefiltert worden ist, bildet also nur das Rohmaterial der Erzählung. Es ist aber der Erzähler, der als Historiker die Bedeutung und auch die Bedeutsamkeit der nackten Fakten bestimmt, indem er sie vor dem Hintergrund eines historischen Kontextes betrachtet.

Man könnte also behaupten, daß die in mancher Hinsicht blinde und verständnislose Mikro- bzw. Alltagsgeschichte stets durch die «große» Geschichte interpretiert wird. Die zwei Perspektiven ergänzen und korrigieren einander zugleich: die «große Geschichte» wird aus der Perspektive des «kleinen Mannes» und hier insbesondere des Kindes gleichzeitig konkretisiert und relativiert, d.h. oft auch Lügen gestraft, während die alltäglichen Geschehnisse der «kleinen Geschichte», umgekehrt, angesichts der Weltereignisse einerseits in ihrer tatsächlichen Bedeutung erst verständlich, andererseits aber auch in ihrer Bedeutsamkeit relativiert werden.

III. Die große Geschichte und die Geschichtsbilder

1. Die Perspektive des Kindes

Obwohl die Geschichte der «kleinen Menschen», das für die Weltgeschichte «Belanglos-Nebensächliche» also, der Hauptgegenstand der Erzählung ist, so werden andererseits auch alle wichtigsten welthistorischen Ereignisse jener bewegten Zeit im Laufe des Romans erwähnt. In den ersten Kapiteln kommen vor allem jene Ereignisse vor, die einen unmittelbaren Bezug auf Südtirol und insbesondere auf die faschistische Politik im Land haben, angefangen von der Annexion Südtirols durch Italien im Vertrag von Saint-Germain (11f.), über die unvorteilhafte «Kronenumwechselung» im Jahr 1919 (14; 19), die Ernennung des «Podestà» im Jahr 1926 (16), die Durchsetzung der Schulreform nach der Lex Gentile (18), die «Italienisierung der Ortschaftsnamen» (ebd.), die Wahl von April 1924 (18 und 30f.) bis zu der letzten Wahl im Jahr 1929 (43f.). Von den tatsächlich «weltgeschichtlichen» Ereignissen, die mit zunehmender Häufigkeit gegen Ende des Romans thematisiert werden, wo die Diskussion um die historische Bedeutung jener Ereignisse zentraler wird, erwähnt der

Roman den Marsch auf Rom (53ff.), das Konkordat zwischen Mussolini und dem Papst im Februar 1929 (53), Hitlers Machtergreifung (165; 183), die Ermordung von Dollfuß 1934 (205), die Volksabstimmung in der Saar (213), den abessinischen Krieg, Ende 1934 (217ff.) und die darauffolgenden Sanktionen gegen Italien (222f.), den Spanische Bürgerkrieg (246), den Anschluß Österreichs an Deutschland (321f.), Hitlers Rom-Besuch im Mai 1938 (325), den Achsenpakt und die Judengesetze (343), die Kristallnacht (343), die Invasion von Albanien (348), die «Erlösung der Sudetendeutschen» und die Vertreibung Beneschs aus Prag (349), den Einmarsch in Böhmen und Mähren (360), den Ausbruch des Krieges (378), Italiens Kriegserklärung (402), Stalingrad (407), die Landung der Alliierten in Sizilien (408) und die Demission Mussolinis (409).

Alle diese Ereignisse werden jedoch nicht an sich, sozusagen «objektiv» dargestellt, sondern nur insofern sie sich in der Erinnerung des Protagonisten widerspiegeln oder eine Figur im Roman, sei es die Mutter, der Taufpate oder etwa ein Lehrer in der Schule, sich darauf bezieht⁶⁷. Die wichtigste Perspektive ist dabei allerdings jene des kleinen Protagonisten, der durch seinen kindlichen Blick sowohl der gegenwärtigen als auch der vergangenen Geschichte gleichsam einen phantastischen Anschein verleiht. So hält es etwa der Protagonist bei Erwägung des Kolonialkriegs «gefühlsmäßig» «mit den Heiden, Mohammedanern und Abessiniern» (114). Er hegt «für die räuberische Senussi-Sekte, die in der Cyrenaika, in einem Teil Libyens, hauste und auf flinken Rossen reitend die italienischen Soldaten überfiel, eine schier grenzenlose, romantische Bewunderung» (114). Am meisten ist er aber vom «Negus Menelik», dem «Sieger von Adua» im Jahre 1896 fasziniert, den er vor sich sieht, wie er sich «waffenlos [...] auf dem blendendweißen Schimmel, beschirmt von lanzenschwingenden, halbnackten Negern, auf Askari und Bersaglieri» stürzt. Selbstverständlich hat diese Präferenz eine – wenn auch am Anfang noch unbewußte – politische Motivation und gründet auf einer Art Mitgefühl mit den unterdrückten Völkern. Die stärkste Motivation für diese Vorliebe liegt aber im Exotischen dieser Figuren und dieser Namen: «Adua hatte sich 1896 getragen. Es lag fern wie das Land der Askari. Aber Negus Menelik ritt, einen bunten Federhut auf dem Kopf, leibhaftig durch die Traumlandschaft unserer Kindheit, ein großer Held, mochte er Heide sein oder Christ» (114). Dieser phantastische und traumhafte Charakter klingt dann

⁶⁷ Vgl. Leopold Steurer: *Claus Gatterer und das Südtirol von heute*. In: *Der Journalist, der Historiker* (s. Anm. 31), S. 59: «ihn interessierte vor allem, wie die Ereignisse der großen Weltgeschichte durch die Köpfe der kleinen Leute hindurchgegangen waren».

auch im Namen jener Oase mit, die den Anlaß für die Kriegserklärung der Italiener gegen Abessinien im Jahr 1935 gab: Ual-Ual (217ff.). Und auch bei dieser Gelegenheit gilt die Sympathie des Protagonisten, wie jene der meisten Leute im Dorf und im ganzen Tal, selbstverständlich dem Negus Hailé Selassié und den Abessiniern, wobei hier das Bewußtsein einer gewissen Ähnlichkeit zwischen der Lage der unterjochten Südtiroler und jener der von den Italienern unterjochten Völker in Afrika stärker wirkt (220).

Wie wenig diese Sympathien jedoch mit der tatsächlichen Bedeutung der historischen Ereignisse oder gar mit dem Widerstand gegen Italien zu tun haben, zeigt etwa die Begeisterung des kleinen Protagonisten für die «Erstürmung der Porta Pia in Rom im fernen September 1870» (112). Es ist nämlich das Bild im Geschichtsbuch, das stürmende Bersaglieri zeigt, die «mit wehenden Federbüschen und flatternden Fahnen», mit langen vorgestreckten Bajonetten und beim «schleppernd-sieghaft[en] Blasen der Trompete in die Mauerbresche stürmten, das ihn dazu bewegt, «den italienischen Königen den Raub des Kirchenstaates und die Gefangennahme des Papstes nachzusehen» (112).

Selbst die für viele Südtiroler so schmerzhafteste Erinnerung an den Krieg in Galizien, bei dem auch der Vater des Protagonisten schwer verletzt worden war, erfährt in der Phantasie des Kindes eine phantastische und "romantische" Verwandlung, die sie Abenteuergeschichten, Indianerfilmen oder gar Comics ähnlich macht:

Mein Vater, Meldereiter im zweiten Tiroler Kaiserjägerregiment, galoppierte mit seinem Falben über die braune galizische Ebene. Um ihn flatterten krächzend Schwärme schwarzer Krähen. Der Himmel hing voller Wölkchen krepierender Schrapnelle. Fern am Horizont ragte die Festung auf, graues, zinnenbewehrtes Gemäuer wie das biblische Jericho: Przemysl. Dahinter lauerten die russischen Geschütze, und alle feuerten ihre heulenden Geschosse auf den Vater, den Meldereiter des Kaisers. Schon hetzte ein Rudel Kosaken hinter ihm her, auf schwarzen geschwinden Gäulen. Vaters Pferd bäumte sich; blutend stürzte er zu Boden und begrub sein Gesicht in den harten Furchen. (115)

Später, im Jahre 1939, als der Protagonist inzwischen fünfzehn Jahren alt ist, vermischen sich in seinem Kopf die Geschichten aus Torquato Tassos *Befreitem Jerusalem* und die Nachrichten über die historischen Ereignisse aus dem *Corriere della Sera*:

Tankred und Hitler; Alfons, Herzog von Ferrara, und Mussolini, un-

ser Duce; Hyodrat, der König von Damaskus, und Hacha, der Präsident der Resttschechoslowakei; Argante, der Wilde Fürst Ägyptens, und der Daladier, der mit der linken Hand in der Rocktasche Zigaretten «wuzelnde» Ministerpräsident Frankreichs; Heiliges Land und Protektorat [...]. Einmal ritten wir auf feurigen Rossen, ein andermal fuhren wir auf feuerspeienden Tanks, wie es sich gerade traf; wir befreiten Jerusalem und errichteten das Protektorat, dann schlüpfte der Albaner Zogu, der ungetreue König, in die Rolle, die vordem dem Tschechen Hacha gehört hatte, und Mussolini in jene Hitlers, und da war's dann auch um Albanien geschehen. (347)

Der Protagonist und der Klassenbeste treiben dann diese «kuriose Mischung» bewußt weiter und malen sich «die Ereignisse von Tirana auf Tassosche Art aus, Albanien als Armidas Zaubergarten und den Duce, der sich dorthin verirrt, hoch zu Roß» und später von Armida geküßt wurde, die hier durch «die kleine Appony» gespielt wurde, «jene reizende und dank den Bolschewiken Béla Kuns bis auf ein paar tausend Hektar Grund verarmte ungarische Aristokratin, die, da sich keine bessere Partie gefunden hatte, den albanischen Zogu ehelichte» (347). An dieser Stelle ist die phantastische Verwandlung der historischen Ereignisse das Produkt einer bewußten und ironischen Verkleidung, welche jedoch eine unmittelbare Fortsetzung jener phantastischen Bilder der Kindheit darstellt.

Das Kind kennt jedoch nicht nur diese poetischen und exotischen Ansichten der Geschichte, sondern wird auch sehr früh mit verschiedenen und oft entgegengesetzten Interpretationen der geschichtlichen Ereignisse und der geschichtlichen Persönlichkeiten konfrontiert.

2. Von der erlittenen Schizophrenie zur kunstvollen Persiflage

Es sind insbesondere drei unterschiedliche Geschichtsauffassungen, mit denen der Protagonist von klein auf in Berührung kommt, nämlich die faschistische Geschichtsauslegung in der Schule, die nationalsozialistische des Taufpaten und jene der Eltern. In der Schule waren «die Feinde die Österreicher, die Kroaten, die Jugoslawen, die Böhmen, Feldmarschall Radetzky, Kaiser Franz Josef [...] und Kaiser Karl», wozu noch «die Bolschewiken und sonstigen Roten gehörten, fallweise aber auch die Deutschen, die Franzosen, die Engländer und die Plutokraten» (99).

«Die Welt des Taufpaten hingegen zerfiel in zwei große Parteien, in die Deutschen und in alle anderen». «Zu seinen Feinden zählten Kaiser Karl, Sixtus und die Kaiserin Zita, die österreichischen und die deutschen "Sozi" [...], Clemenceau und Wilson [...], das rheinländische "Separatistengesindel" und Rathenau, die roten Matrosen» usw. (99). Neben den «Roten»

und den «Juden» jeder Art, haßt also der Taufpate als überzeugter Nationalsozialist vor allem «die Wiener», die er «nicht als Deutsche gelten ließ», und darunter insbesondere den letzten Kaiser Karl I, seine Frau Kaiserin Zita und deren Bruder Sixtus, da er die sogenannte Sixtus-Affäre für die wahre Ursache der Niederlage Österreichs und Deutschlands im I. Weltkrieg hält (101). Selbstverständlich gehören auch die damaligen französischen und englischen Ministerpräsidenten Clemenceau und Lloyd George sowie der amerikanische Präsident Wilson, der die Südtiroler «mit dem Selbstbestimmungsrecht angegaunert hat», zu seinen Erzfeinden (102). Diese unterschiedlichen Geschichtsauslegungen stimmen nicht nur in dem Haß gegen die Habsburger überein, sondern vor allem in der Entschiedenheit, mit der sie zwischen Feinden und Freunden unterscheiden. Nicht von ungefähr sprechen sowohl der Taufpate als auch der Lehrer und Podestà Monteforte in einem ähnlich fanfarehaften Ton (121) von «großen Zeiten» (112).

Das Geschichtsbild der Eltern ist dagegen etwas ungenauer, d.h. weniger scharf: «Die Feinde von zu Hause waren die Italiener (wenngleich nicht alle), die Preußen (diese eigentlich samt und sonders), die Protestanten, die italienischen Könige (weil sie den Papst gefangengehalten und ihm den Kirchenstaat geraubt hatten), Garibaldi, Mazzini und Cesare Battisti. Was darüber hinaus ging, war – mißt man es an den “klaren”, kompromißlosen Unterscheidungen des Taufpaten oder der Schule – ein wenig verschwommen» (100). Für sie gab es überall sowohl gute als auch böse Leute: «Für Vater und Mutter waren die Heiden ebensowenig alleamt unterschiedslos böse und feindselig wie die “Sozi”, die Slawen und die Matrosen, obschon alle drei das Ihre dazu beigetragen hatten, daß es keinen Kaiser mehr gab; gegen Kaiser und Österreich waren aber auch viele Deutsche gewesen, sogar Tiroler [...]. Von Hindenburg, Ludendorff und Hitler hielt man bei uns zu Hause nichts, da war man noch eher bereit, an Mussolini etliche gute Haare [!] zu lassen», weil er für Ordnung sorgte (100) und mit dem Papst das Konkordat unterzeichnet hatte (53 und 100).

Zusammenfassend schreibt der Erzähler:

Das Schlimme war, daß überhaupt keine Übereinstimmung darüber bestand, wer ein Verräter und ein Feind war und wer nicht. Die Verräter und Feinde, vor denen man uns in der Schule warnte, waren ganz und gar andere als jene, die zuweilen durch die Gespräche der Eltern geisterten, wogegen der Taufpate Feindschaften und Verrätersippen nannte, die wiederum mit den Feinden und Verrätern der Eltern nichts gemein hatten. Die daheim als Feinde und Verräter

galten, mußten wir in der Schule vielfach als Helden verehren, und die größten Helden unserer Eltern waren die ärgsten Verräter und Feinde der Schulbücher. Nur eins war offensichtlich: In den Welten des Taufpaten und der Lehrer waren die Menschen viel klarer, viel unerbittlicher in schwarze und weiße Schafe geschieden als in der Welt der Eltern, wo mir alles komplizierter, verworrener, doch zugleich auch schöner erschien. (98)

Eine ähnliche, nicht simplifizierende und eher fragende Position wie die Eltern nimmt stets auch der junge Protagonist ein, wenn er sich beispielsweise zu keiner der Parteiungen schlägt, die sich auf allen Gebieten, insbesondere aber auf dem sportlichem Gebiet in seiner Klasse bilden (315), und der Alternative zwischen großen Namen auf der einen oder auf der anderen Seite eher bescheidene lokale "Größen" vorzieht (316).

Es ist dann aber sehr bezeichnend und mit Sicherheit nicht zufällig, daß der Protagonist ausgerechnet in einer historischen Figur, nämlich in Silvio Pellico und in seinem Werk *Le mie prigioni*, seine Leitfigur findet. Bereits der «Italienischprofessor», der ihn mit dem Werk des italienischen Romantikers und Risorgimento-Autors bekannt macht, lebt sozusagen zwischen den Fronten und jenseits jeder vorgefaßten Grenze. Er war nämlich Sohn einer «welschtirolischen» d.h. trientinischen Familie, die «durch das Überhandnehmen der nationalen Eigensucht in Österreich zerrissen worden war», so daß sein Onkel und seine Vettern «kämpferische und fanatische Irredentisten» gewesen waren, während sein Bruder umgekehrt «als Major der Kaiserjäger Gott, Kaiser und Vaterland in beispielhafter Treue gedient» hatte (317ff.). Aus dieser Erfahrung heraus vermag der «Italienischprofessor» den von den Österreichern auf dem Spielberg bei Brünn eingesperrten Silvio Pellico nicht sosehr als eine Anklage gegen Österreich zu lesen, sondern vielmehr als eine «Anklageschrift gegen "manche Erscheinungen unserer Zeit"» (318). Am Patrioten Silvio Pellico lernt der Protagonist also, wie man das eigene Vaterland lieben kann, ohne die anderen Nationen zu hassen oder gar deren Bewohner als «Feinde» zu betrachten (319f.), erfährt aber zugleich auch einiges über die Liberalität des inzwischen untergegangenen österreichischen Reiches. Nicht von ungefähr erinnert Silvio Pellico den Protagonisten an zwei andere Gäste seines Hauses, «an Giani, an den Herrn aus Triest, vor allem aber an den Vater» (320).

Der Giani ist nämlich ein einheimisch gewordener, sozialistischer Maurer aus dem Cadore, der gut deutsch redet, sich gut mit den einheimischen Bauern versteht, weil er mit den faschistischen Behörden nichts am Hut hat (126f.) und entschieden gegen die historischen Vereinfachungen des

Taufpaten über die Verantwortung der «waterlandslosen Gesellen» – wie Bismarck die Sozialdemokraten zu nennen pflegte – für den verlorenen Krieg rebelliert (191f.). Obwohl er nur in Kärnten sich «daheim» fühlt, weiß er, daß zumindest für die Armen wie er überall dort «Vaterland» ist, wo es Arbeit und Verdienst gibt (193).

Ein «Grenzgänger» sowohl im übertragenen wie auch im wortwörtlichen Sinne ist auch der «Herr aus Triest», der in seiner Jugend «in Wien studiert hatte und 1914, nach Ausbruch des Krieges, mit seinem Bruder und etlichen Freunden nach Italien gegangen war, um gegen Österreich zu kämpfen» (373). Schon früher, während seines Studiums, hatte er sich «an der Wiener Universität mit den Deutschen herumgeprügelt» und für eine italienische Universität in Triest gekämpft (375). Jetzt aber, angesichts des Optionsabkommens und der Behandlung der Südtiroler durch den Faschismus, muß er fast zum österreichischen Patrioten werden – wie der Vater des Protagonisten ironisch bemerkt (374) –, indem er die Offenheit und Toleranz Österreichs gegenüber den verschiedenen Völkern der Krone und selbst gegenüber den Italienern hervorhebt: «wann immer sie einen Vergleich anstellen zwischen früher und heute, es fällt zuungunsten Italiens aus» (375). Trotz seiner Verteidigung der Ansprüche der Südtiroler auf eine eigene Schule und auf den Gebrauch der eigenen Sprache, erspart er diesen und insbesondere deren lammfrommen Passivität und Obrigkeitsverehrung keinesfalls seine harte und entschiedene Kritik (377). Ähnlich wie schon der Maurer Giani, kritisiert auch er zumindest implizit den Begriff des «Vaterlandes», indem er jede Art von «Patriotismus» als blinden und unbedingten Kampf für das Vaterland ablehnt (374).

Bereits im zweiten Schuljahr entdeckt der Protagonist die Verlogenheit der «Lesebuchgeschichte». Aus der Lektüre des Lesebuchs eines Nachbarbuben erfährt er nämlich, daß «die Geschichte vom Marsch auf Rom ganz anders dargestellt war als in unsern Lesebüchern» vom Jahre 1930. Am 28. Oktober 1922 soll nämlich nach jenem Lesebuch «in Rom rein gar nichts vorgefallen [sein], jedenfalls nichts Faschistisches; da war keine Rede von einem siegreichen Revolutionsheer und einem hoch zu Roß reitenden Mussolini», der erst am 30. Oktober, nachdem der König ihn mit der Regierungsbildung betraut hatte, nach Rom fuhr. Selbst die anderen Faschisten sollen, wie der Erzähler erst später erfahren hat⁶⁸, gar nicht marschieren, «sondern in Sonderzügen und Lastauto nach Rom gebracht wor-

⁶⁸ Höchstwahrscheinlich bezieht sich hier der Erzähler auf das Buch von Emilio Lussu *Marcia su Roma e dintorni*, den Gatterer selbst ins Deutsche übersetzt und mit einem kurzen Vorwort und einem Nachwort versehen hat. Vgl. E. Lussu: *Marsch auf Rom und Umgebung*. Wien, Frankfurt a.M., Zürich 1971.

den» sein (54f.). Diese Verlogenheit der Schulbücher, ja «die Unverfrorenheit, mit der die Lesebücher von 1930 leugneten, was jene von 1927 als Wahrheit gelehrt hatten» (55), empörte den Vater des Protagonisten zutiefst und begründete v.a. den grundsätzlichen Skeptizismus dieses letzten gegenüber jeder «Lesebuchgeschichte». Denn, wie Gatterer selbst in einem späteren Aufsatz schreibt, «die Kinder denken in bescheideneren, menschlicheren Kategorien»: wenn sie «den Amtshistoriographen ihres Lesebuchs einmal bei einer Lüge ertappt» haben, so «haben [sie] damit das Vertrauen zu ihm verloren. Sie haben erkannt, daß die Lesebuchgeschichte eine Art Katechismus ist: Kompendium der Grundwahrheiten der Gruppen- und Staatsreligion»⁶⁹.

Der Protagonist des Romans wird diese Erfahrung der Heuchelei der Lesebuchgeschichte und des Kontrastes zwischen dieser und der Geschichte des Vaters noch öfters erleben. Als Repräsentant aller seiner Mitschüler und Altersgenossen lebt er nämlich in einem Zustand der regelrechten Schizophrenie, ständig hin und her gerissen zwischen dem, was sie zu Hause hörten, und dem, was von ihnen in der Schule verlangt wurde: «Wir glaubten, was man uns daheim sagte, und plapperten in der Schule nach, was man von uns hören wollte» (107):

wir als Schüler [gerieten] immer wieder in Konflikt mit uns selbst. Manche Lehrer, besonders jüngere, legten es ganz offensichtlich darauf an, ihre Autorität jener der Eltern, ihre Wahrheit jener des Elternhauses, den Adel und die Größe Italiens der Barbarei und der Verachtungswürdigkeit unserer Väter, Großväter, Urväter entgegenzustellen – (109)⁷⁰

Die Welt der Kinder ist sowohl historisch als auch geographisch eine ganz andere Welt als jene der Lehrer: für sie sind Städte wie Przemysl, Lemberg und Ploest oder gar Lodomerien, «Visegrad und Pardubitz, Komotau und Temesvar, Brünn und Sararajevo» (115f.), Städte oder Gebiete in Galizien, Siebenbürgen, Böhmen oder Bosnien, von denen die Lehrer meistens noch nie etwas gehört haben, vertraute Namen aus den Erzählungen der Eltern, mit denen sie ganz bestimmte Vorstellungen und Gefühle verbanden. Gerade gegen diese Welt in ihnen kämpften aber die Lehrer in der Schule, indem sie sich wie «Missionare» aufspielten, die die einzige Wahrheit verkünden und die «Heiden» bekehren wollten (116). So erzählen sie etwa den Kindern Gruselgeschichten über die Österreicher,

⁶⁹ Vgl. Gatterer: *Revision der Geschichte* (s. Anm. 31), S. 228.

⁷⁰ Vgl. ganz ähnlich in *Im Kampf gegen Rom* (s. Anm. 58), S. 460.

die «im Krieg italienischen Kindern die Hände abgehackt und die Zungen herausgeschnitten» haben sollen (63), oder aber über die barbarische und brutale Herrschaft Österreichs über die Lombardei und Venetien nach 1815 (109ff.). Der Vater des Protagonisten kann gegen solche geschichtliche Verfälschung nur machtlos aufbegehren (63) und die größere Liberalität der Habsburger hervorheben, die allen Völkern ihres Staates und auch den Italienern zumindest ihre Sprache und ihre Schulen gelassen hatten (110).

Den Kindern blieb dagegen nichts anderes übrig, als «das Gelernte mechanisch auf[zusagen]» (110) und also zu lügen: «Wir waren Zerrissene. Unsere kindlichen Phantasien waren gespalten wie das, was sich in uns allmählich zur Persönlichkeit formte. Unsere Hülle war Lüge: wie logen daheim über die Schule, in der Schule über daheim und uns selbst» (114).

Zumindest dem Protagonisten gelingt es allerdings, auf diese erzwungene Schizophrenie und auf diesen Zwang zur Lüge positiv zu reagieren. Dank vor allem der Einstellung mancher Professoren im Brixner Seminar, die auf der einen Seite auf Kompromisse mit dem vorgeschriebenen Lehrplan eingingen und den Schülern auch die offizielle «Wahrheit» vermittelten, indem sie ihnen jedoch auf der anderen Seite auch ihre «private» Wahrheit mitteilten und ihnen «zu zweifeln, zu relativieren, nur Behauptetes und nicht Bewiesenes allmählich in Frage zu stellen» beibrachten (287f.)⁷¹, lernt der Protagonist, den Zwang zur Doppelzüngigkeit einfach als Einladung zur Persiflage» (289) zu betrachten.

«Wo nur eine Wahrheit gilb», schreibt Gatterer in *Über die Schwierigkeit, heute Südtiroler zu sein*, «wird der Mensch – ob ein- oder doppelsprachig – doppelzüngig»⁷². Es ist mit anderen Worten derjenige, der nur eine Wahrheit zuläßt und zu hören verlangt, der den anderen sozusagen zur Lüge veranlaßt und auf diese Weise das Lügen selbst legitimiert. Ein deutliches Beispiel für dieses Gesetz liefert etwa im Roman das Wetteifern der Schüler im Brixener Seminar darum, «wer bei politischen Aufsatzthemen in Italienisch den besseren “Faschisten” abgab, wer darin mehr und neuere Mussolini-Zitate unterbrachte, wer die meisten und jüngsten vom Regime geprägten “Neuwörter” kannte und richtig anwendete» (289ff.); ein «Abenteuer der Persiflage, der bis an den Rand der Glaubwürdigkeit getriebenen

⁷¹ Vgl. ganz ähnlich auch in Gatterer: *Über die Schwierigkeit, heute Südtiroler zu sein*. In: Ders.: *Aufsätze und Reden* (s. Anm. 30), S. 311-326, hier S. 324 «Die Professoren im Vincentinum haben mir das Zweifeln, das Hinterfragen aller offiziellen Wahrheiten beigebracht».

⁷² Ebd., S. 325.

Gesinnungslüge» (353), das gerade im schriftlichen Thema für Italienisch beim Abitur seinen Gipfel erreicht (353-356).

3. Drei Geschichtsbilder und drei Reaktionen auf den Anschluß

Der Protagonist des Romans lernt nicht nur die oft entgegengesetzten Geschichtsauffassungen der faschistischen Lehrer in der Grundschule, des Taufpaten und des Vaters zu Hause kennen, sondern wird selbst im Seminar mit unterschiedlichen Interpretationen der Geschichte und insbesondere der gegenwärtigen historischen Ereignisse konfrontiert. Paradigmatisch ist in dieser Hinsicht das Kapitel «Über Österreich und die weltgeschichtlichen Diebstähle» (314-326), in dem drei Professoren ein ganz unterschiedliches Verhältnis zu Österreich an den Tag legen und dementsprechend auch ganz unterschiedlich auf den Anschluß Österreichs an das deutsche Reich reagieren. Am Anfang des Kapitels wird der Geschichtswissenschaftler eingeführt, ein Verehrer von Prinz Eugen, dem Besieger der Türken im Jahre 1697, der dem alten Österreich «eine wahrhaft humanistische Mission» zuschreibt (314) und dem inzwischen immer mehr abhanden gekommenen Österreich wie einem verlorenen Paradies nachtrauert (315). Diesem Professor folgt der bereits erwähnte Italienischprofessor, der aus einer alten trientinischen Adelsfamilie kommend, dem alten Vielvölkerstaat anhängt und ausgerechnet in *Le mie prigioni* von Silvio Pellico eine Anklage gegen jede Art von Nationalismus und eine Rettung Österreichs liest (316-320). Ein überzeugter Nationalsozialist ist dagegen der elegante und fescche Mathematiklehrer, der Hölderlin, Heine, Nietzsche und Ernst Jünger liebt. Es ist gewiß kein Zufall, daß ausgerechnet dieser Lehrer die Nachricht vom Anschluß Österreichs am 12. März 1938 in die Klasse bringt (320f.). Denn er stellt dieses historische Ereignis der «politische[n] Umwälzung in Österreich» in einen breiteren historischen Kontext, indem er die «Heimholung» der «Deutschen der Ostmark» durch «das Deutsche Reich, die jüngere, ungestümere Kraft, die höhere und reinere Kultur», als den «größte[n] Tag seit Versailles 1870» bezeichnet und als «die Vollendung dessen, was 1866 begonnen hat», versteht. Mit «Versailles 1870» meint der Lehrer höchstwahrscheinlich die allerdings erst am 18. Januar 1871 erfolgte Proklamation Wilhelms I. zum Kaiser der Deutschen im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles, womit der deutsche nationale Vereinigungsprozeß abgeschlossen wurde. Dieser Prozeß wurde jedoch nach dem Lehrer erst mit der Annexion Österreichs wirklich beendet. Die endlich erfolgte Zusammenfügung der zwei Staaten hätte nach ihm übrigens bereits 1866, d.h. am Ende des «deutschen Krieges» zwi-

schen Preußen und Österreich nach der österreichischen Niederlage von Königgrätz stattfinden sollen. Österreich habe sich im Grunde, auch dank der Vermittlung Frankreichs, d.h. Napoleons III., «um neunzig Jahre überlebt» (322) und sei sowieso nichts mehr als ein Mythos, d.h. bloße Namen von großen Persönlichkeiten gewesen:

Was war Österreich? Namen. Prinz Eugen; Maria Theresia; Josef II., Metternich; Franz Josef. Immer waren es Namen, die das Reich zusammengehalten haben. Fiaker, die verschiedene Völker zusammengepannt haben als Rösser vor einer Kutsche, die Habsburg hieß und sich als Österreich ausgab. Napoleon! Ja, auch er hat Österreich zusammengehalten. Seltsam, was? Napoleon! (323)

Im Unterschied zum Taufpaten, der zwar ebenfalls als Nationalsozialist die historischen Ereignisse von 1866 aus der Perspektive der Preußen interpretierte bzw. interpretieren wollte, um sich dann allerdings wiederholt mit den als "dekadent" verschrieenen Habsburgern zu identifizieren⁷³, ist die Position des Mathematiklehrers äußerst kohärent. Bereits seit dem Wiener Kongreß bewege sich Österreich nach ihm «gegen die Geschichte» und also gegen die «physikalischen Gesetze», während der Nationalsozialismus, «die Bewegung unserer Zeit», wie «der Stein [ist], der richtig fällt» (323). Er sieht auch keinen Gegensatz zwischen dieser Ideologie und der Kirche und rechnet fest damit, daß der Führer Südtirol befreien wird, denn «"Volk will zu Volk, Volk kommt zu Volk. Das ist der Sinn der Geschichte"» (324).

Diese nationalsozialistische Auslegung der Geschichte bleibt nicht unwidersprochen. Zuerst wird die Behauptung des Mathematiklehrers ironisch untergraben, indem ein Mitschüler aus dem Vinschgau besorgt fragt, ob Hitler auch die Schweiz «befreien» wird. Als Sohn eines bekannten Schmugglers kann er nämlich eine solche Vereinigung gar nicht wünschen und darüber hinaus würden auch die Schweizer selbst nicht danach verlangen (324). Gleich anschließend hält wieder der Geschichtslehrer, der Verehrer von Prinz Eugen, seine Stunde, und er ist natürlich über das Ende Österreichs bestürzt und sprachlos: «Er kämpfte mit den Tränen und bewegte die Lippen, doch ohne etwas zu sagen». Er hat gerade einen Vortrag «über die christliche Allianz und den Seesieg von Lepanto: 1571, Juan d'Austria, Sohn Karls V., Sieger von Lepanto» gehalten. «Juan d'Austria?» fragt gleich anschließend der Erzähler und macht damit deutlich, daß auch das Thema jener Stunde nicht zufällig gewählt ist. Ausge-

⁷³ Vgl. hier unten, S. 214f.

rechnet in dem Augenblick, in dem Österreich aufhört zu existieren, redet nämlich der Geschichtslehrer von einem Juan d'Austria, der in Wirklichkeit ein in Deutschland geborener Spanier war und der durch den wichtigen Sieg von Lepanto den Verfall eines anderen Reichs, nämlich des Osmanischen Reiches eingeleitet hat und dafür als «Retter des Abendlandes» gefeiert wurde. Die meistens ironischen Bezüge zur gegenwärtigen Situation sind ziemlich offensichtlich.

Am Ende des Kapitels, um den Kreis zu schließen, kommt noch der Italienischlehrer vor. Silvio Pellico sollte ab dem folgenden Jahr nicht mehr auf dem Programm stehen und war sozusagen zusammen mit Österreich – vielleicht sogar als «Verschwörer für Österreich?» – verschwunden und «zum zweitenmal zum Tode verurteilt worden» (325). Im selben Monat, im Mai 1938, erfolgt dann Hitlers Rombesuch und seine dort gehaltene Rede «Vermächtnis an das deutsche Volk», über die von der «Vorsehung gezogene, unantastbare Alpengrenze», welche die enthusiastischen Aussichten des Mathematiklehrers endgültig Lügen straft. Diese großen Ereignisse der «Weltgeschichte» machen alsdann wieder der «weiter unten» angesiedelten «Menschengeschichte» Platz: in der Schule wird Hitlers endgültiger Verzicht auf Südtirol mit «Spottverse[n] auf das Horst-Wessel-Lied» kommentiert, während auch die Anhänger der «Deutschen Partei» zumindest anfänglich mit bitterer Ironie reagieren: «Jetzt kann uns nur der Negus noch befreien!» (326).

Die Aufeinanderfolge der unterschiedlichen Geschichtsauffassungen der drei Professoren mit ihren Reaktionen auf den Anschluß und den direkten oder scheinbar nur zufälligen Hinweisen auf ältere historische Epochen und Ereignisse verrät eindeutig die kunstvolle Regie des Autors als Historikers.

4. Die kunstvolle Regie des Historikers

An mehreren Stellen des Romans wird man daran erinnert, daß hinter der Maske des Erzählers ein Historiker steckt, der nicht an *eine* Wahrheit glaubt, sondern stets bestrebt ist, die Mehrdeutigkeit jedes Ereignisses und jedes historischen Datums hervorzuheben. Es sind ganz unterschiedliche Merkmale, die daran erinnern, manchmal nur eine unscheinbare Einzelheit, andere Male allgemein gehaltene Betrachtungen oder Interpretationen, häufiger noch die Organisation der Dialoge und am deutlichsten eine Art von historischer Stratifikation, die gegenwärtige Ereignisse durch den Verweis auf ältere geschichtliche Epochen sowohl ernsthaft als auch ironisch interpretiert.

So reicht etwa die einfache Nebeneinanderstellung von drei «Erinnerungsbildern» in der Gaststube beim «Mondschein», um in wenigen Zügen das oft paradoxe Schicksal des kleinen Landes Südtirol und seiner Bewohner seit dem XIX. Jahrhundert zu charakterisieren, die zuerst 1866 gegen Italien und das Anrücken von Garibaldi in den Judicarien im Trentino, später, im I. Weltkrieg in Bosnien und nun für Italien («in Alpinuniform») in den Krieg ziehen mußten (153f.).

Die Paradoxie dieses Landes wird noch deutlicher durch das Aufeinanderfolgen von drei Feiertagen dargestellt, die der Erzähler «als eine Art Karwoche im Herbst» empfindet und denen jegliche Heiterkeit fehlte. Am 28. Oktober wurde nämlich «mit Balilla-Aufmarsch, flatternden Trikoloren um den Postplatz, Behördengeschäftigkeit, Gesang und Musik» jener Marsch auf Rom, der in Wirklichkeit nie stattgefunden hatte, und der Anfang der «Era Fascista» gefeiert. Nur drei Tage später am 1. und am 2. November wurde man aber bei Allerheiligen und Allerseelen wieder an die Vergangenheit, an eine verschwundene Welt erinnert und man gedachte aller jener Toten, «die zur Verteidigung unserer Berge, unseres Dorfes, unserer Häuser und Felder gefallen waren» und deren «fremdartige Namen auf den Grabkreuzen» in den Kriegsfriedhöfen standen: «Milos, Bogdan, Milan, Janos, Vasili, Ivan» (56). Es sind also slawische Namen von Soldaten, die aus den verschiedensten Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie, aus Polen, Böhmen, Rumänien, aus Ungarn oder aus der Ukraine stammten und bei der Verteidigung der Grenze im Kampf gegen die Italiener gefallen sind. Genau zwei Tage später wird am 4. November dann der Sieg Italiens gegen Österreich, d.h. der «Sieg über eben diese Toten, de[r] Sieg über unsere Väter» und somit auch «die Vergeblichkeit des Opfers der einen und der Leiden der andern» gefeiert (56).

Ob diese Zusammenstellung der drei Feiertage wirklich ein Produkt der Erinnerung ist, muß zumindest bezweifelt werden. Die Tatsache, daß der Historiker Gatterer in einem späteren Aufsatz über *Heimweh nach der kakanischen Utopie* von einem Vorfall von 1968 in Rom berichtet, als ein paar Jugendliche wegen Verteilung eines Flugblattes festgenommen und vor Gericht gebracht wurden, auf dem geschrieben stand: «4. November ist gleich 2. November»⁷⁴, legt eher die Vermutung nahe, daß diese Überlegun-

⁷⁴ Vgl. Gatterer: *Heimweh nach der kakanischen Utopie*, in Ders: *Erbfeindschaft* (s. Anm. 31), S. 199-213, hier S. 204: «Der 4. November wird heute noch gefeiert, zwar nicht mehr als “Tag des Sieges”, doch bleibt er auch als “Tag der Streitkräfte” ein fragwürdiges Fest. Ein Flugblatt – das heißt: Tag des Sieges oder Tag der Streitkräfte ist gleich Allerseelen – brachte 1968 in Rom ein paar Jugendliche vor Gericht. Dabei hatten sie letztlich nur zum Ausdruck gebracht, was der Publizist Altiero Spinelli formulierte».

gen über den so signifikanten Zusammenprall der drei historischen Daten erst im nachhinein erfunden worden sind. Eine solche Vermutung nimmt natürlich der Bedeutsamkeit der dargestellten Episode nichts und bestätigt vielmehr das kunstvolle Zusammenspiel des Erzählers und des Historikers.

An anderen Stellen tritt dieser mit Interpretationen und Kommentaren deutlicher an den Tag, die sich nicht von ungefähr auch in historiographischen Werken des Autors wiederfinden. So führt etwa der Erzähler einen nicht gerade naheliegenden Vergleich zwischen dem Schicksal von Andreas Hofer und jenem von Cesare Battisti ein, den er dann zu begründen versucht. Die zwei «Helden» konnten auf den ersten Blick kaum entgegengesetzter sein, da der erste zu jenen Helden des Vaters und allgemein der Tiroler zählte, die hingegen in der Schule als Feinde gehaßt wurden, während Cesare Battisti umgekehrt eindeutig zu den Feinden des Vaters gehörte und von den Faschisten als Nationalheld gefeiert wurde. Trotz dieser tiefen und scheinbar unüberbrückbaren Diskrepanz soll der Protagonist gefühlt haben, daß zwischen den beiden Schicksalen sowie zwischen den Bildern, die den letzten Augenblick vor deren Hinrichtung darstellen, «ein Zusammenhang bestehen mußte» (170). Welcher Art dieser nur gefühlte Zusammenhang war, soll der Protagonist allerdings «erst viel später» verstanden haben:

Erst viel später begriff ich, daß das Schicksal Battistis mit tragischer Folgerichtigkeit aus der Legende herausgewachsen war, in welche man das Schicksal Hofers umgefaßt hatte – daß Battisti hatte sterben müssen, weil Andreas Hofers Sterben zu Mantua nicht mehr als Tod für die «Völker» Tirols gelten durfte, sondern nur noch als Opfergang für *eines* von diesen und als Tod gegen die anderen, insbesondere gegen die Welschtiroler – und daß Battisti offenbar, was Italien anlangte, ähnlichen Irrtümern erlegen war wie manche Lobpreiser Hofers hinsichtlich Deutschlands. (171)

Hinter diesen zumindest auf den ersten Blick eher dunklen Worten kann natürlich nur der Historiker stecken, der nicht nur die historischen Fakten kennt, sondern vor allem um die Wichtigkeit der Geschichtsbilder bzw. der Geschichtslegenden weiß und seine Hauptaufgabe gerade darin sieht, solche Legenden zu korrigieren. Der Historiker behauptet selbstverständlich keine höchst unwahrscheinliche direkte Abhängigkeit zwischen dem Schicksal Battistis und jenem Andreas Hofers, sondern unterstellt vielmehr eine tiefere, unterschwellige historische Relation zwischen den beiden Ereignissen. Die Hinrichtung von Cesare Battisti wäre demnach

die zumindest mittelbare Folge einer Legende, welche im Laufe des XIX. Jahrhunderts die Bedeutung des Todes von Andreas Hofer in nationalistischer Perspektive uminterpretiert und gefälscht hatte.

Wie Gatterer in seinem Buch über Cesare Battisti schreibt, war «der Tiroler Freiheitskampf von 1809 [...] ein Kampf von Tirolern deutscher, italienischer und ladinischer Volkszugehörigkeit gegen deutsche (bayrische und sächsische) Hilfstruppen Napoleons und erst in zweiter Linie gegen Franzosen gewesen». Erst «nach 1815 [wurde] er in einen deutschen Freiheitskampf gegen die Franzosen und "Welschen" im weitesten Sinne umgedeutet». Im Laufe des «Risorgimento» wurden dann die Franzosen durch die Italiener ersetzt, so daß Hofer zum «deutschen Insurgentenführer» wurde und die deutsch-tiroler Nationalisten ab 1848 die Legende vom «deutschen Freiheitskampf» gegen jene italienischen Tiroler wendeten, deren Vorfahren in den Reihen von Andreas Hofer gekämpft hatten. Der deutsche Nationalismus, der diese Legende entwickelte, begründete und unterstützte aber nach Gatterer den entgegengesetzten Nationalismus, nämlich den italienischen «Irredentismus», der nach ihm keine «Importware» aus Italien war, sondern ein «österreichisches Produkt», d.h. eine Reaktionserscheinung⁷⁵. Aus diesen entgegengesetzten und komplementären Nationalismen ist dann nach Gatterer, «mit tragischer Folgerichtigkeit», auch die Hinrichtung von Cesare Battisti «herausgewachsen». Die «ähnlichen Irrtümer», denen Battisti selbst erlegen sein soll, meinen alsdann jene radikale Wendung, die nach seiner Flucht nach Italien im August 1914 in seinen Ideen und Gedanken stattgefunden hat, so daß aus einem Austro-Marxisten, Föderalisten, sozialistischen Internationalisten und Antimilitaristen in wenigen Monaten ein überzeugter Irredentist und Interventionist wurde, dem auch manche antislawische oder kulturimperialistische Töne nicht ganz fremd waren⁷⁶.

Mit der Gleichstellung der Schicksale von Andreas Hofer und Cesare Battisti wendet sich also der Historiker hinter der Maske des Erzählers gegen jeden Nationalismus und noch mehr gegen jegliche nationalistische Indienstnahme der Geschichte, indem er die Parallelität zweier sonst ideologisch besetzten und entgegengesetzten Figuren hervorhebt, die nicht sosehr *für* oder *gegen* eine Nation gekämpft, sondern sich vielmehr für die Freiheit und somit für die ganze Menschheit aufgeopfert haben.

⁷⁵ Vgl. Claus Gatterer: *Unter seinem Galgen stand Österreich* (s. Anm. 37), S. 60.

⁷⁶ In seinem Buch über Battisti versucht Gatterer, diese Wendung psychologisch und politisch-strategisch zu verstehen, wenn auch nicht zu rechtfertigen. Vgl. ebd., S. 73-85.

Auch weitere, weniger komplizierte aber dafür um so tiefere Betrachtungen und Beurteilungen, etwa über den Einfluß der faschistischen Schulpolitik und der faschistischen Propaganda, verraten unmißverständlich hinter dem Erzähler den Historiker. So erkennt etwa der Erzähler hinter den scheinbaren Mängeln der faschistischen Schulpolitik, welche die südtiroler Kinder von ihrer Sprache und Kultur entfremdete, ohne ihnen eine neue Sprache und eine neue Kultur vermitteln zu können, eine wohl bedachte und nicht zufällige Strategie, welche die «gezielte Verdummung» der Minderheiten zum Ziel hatte⁷⁷. Diese Politik hat nach dem Erzähler «Menschen daran gehindert [...], Menschen zu werden: denn ein Mensch, der seine Gedanken in keiner Sprache klar zu Ende denken und in verständliche Sätze bringen kann, ein Mensch, der nicht imstande ist, einen verworrenen Gedanken einigermaßen richtig zu Papier zu bringen, kann heutigentags nicht als vollwertig gelten». Genau solche Menschen, die weder Deutsch noch Italienisch schreiben konnten und «die nicht dachten, nicht artikulierten, aber willig alles unterschrieben», brauchte aber das Regime (62).

Die faschistische Schule und die in ihr betriebene Propaganda bewirkten darüber hinaus nach dem Erzähler auch das rasche Eindringen der nationalsozialistischen Ideologie in Südtirol. Vor allem die Jungen wurden nämlich «mit einemmal gewahr, daß Begriffe und Parolen, die man ihnen auf italienisch eingebleut hatte, auch im Deutschen einen Sinn hatten: es war kein allzu weiter Weg vom Duce zum Führer, vom “verstümmelten Sieg” zur “Schande von Versailles”, von der Miliz zur SS, von den Balilla zur Hitlerjugend, von den “unerlösten” Italienern Dalmatiens zu den “unerlösten” Deutschen Südtirols oder des Sudetengaus» (188). Der Faschismus hat also nach dem Erzähler die jungen Südtiroler für Hitler erzogen: «Und je weniger sie Deutsch konnten, desto inniger sehnten sie sich danach, deutsch zu sein» (189)⁷⁸.

Der Historiker interveniert jedoch nicht nur mit Kommentaren oder Diagnosen, sondern selbstverständlich auch schon in der Organisation der Szenen und insbesondere der Dialoge. Obwohl der Erzähler an einer

⁷⁷ Vgl. Gatterer: *Im Kampf gegen Rom* (s. Anm. 58), S. 467ff.

⁷⁸ Das rasche Eindringen der nationalsozialistischen Ideologie in die südtiroler Jugend wurde darüber hinaus auch durch die sogenannten «Katakombenschulen» begünstigt, die geheimen Schulen, in denen oft improvisierte Lehrer versuchten, den Kindern die deutsche Sprache und etwas von der deutschen Kultur beizubringen. Diese Schulen bedienten sich nämlich immer mehr nationalsozialistischer Schulbücher, die aus Deutschland eingeschmuggelt wurden und totalitäre Staatsideen und Rassengedanken der «Blut- und Boden»-Ideologie vermittelten. Vgl. ebd., S. 461ff.

Stelle behauptet, die dargestellten Reden «in Tagebuchaufzeichnungen von damals» nachzulesen (370), so ist es doch ziemlich unwahrscheinlich, daß die Inhalte dieser Dialoge, die sowieso über den Verständnishorizont des Kindes hinausgingen, eine echte Widerspiegelung real stattgefundener Gespräche sind. In diesen Dialogen erreicht vielmehr das meisterhafte Zusammenspiel des Erzählers und des Historikers, der mit versteckten Anspielungen oder ironischen Brechungen operiert, seinen höchsten Gipfel. Am deutlichsten läßt sich dieses Zusammenspiel am ersten wichtigen Dialog zeigen, der zwischen dem Taufpaten und dem Vater des Protagonisten am Anfang der 30er Jahre und auf jeden Fall noch vor Hitlers Machtergreifung (97) stattfindet.

Der Taufpate war bereits damals ein überzeugter Hitler-Anhänger, und auch wenn seine außenpolitischen Ansichten nicht immer genau mit jenen von Hitlers *Mein Kampf* übereinstimmen, so übernehmen sie jedoch die in der Weimarer Republik am meisten verbreiteten Ideen der Konservativen und Rechtsradikalen. Im Zentrum dieser Ideen stand natürlich die Schmach des Friedensvertrags von Versailles und die Vorstellung von dessen Revision. Nicht von ungefähr sind die Helden des Taufpaten, neben Hitler, vor allem die deutschen Helden des I. Weltkrieges Ludendorff und Hindenburg (97), während seine schärfsten Feinde eben die auf französischer, amerikanischer und englischer Seite am Versailler Vertrag beteiligten Clemenceau, Wilson (99; 102) und Lloyd George (102) sind. Auch die vom Taufpaten erwähnten Länder oder Gebiete decken sich dann erwartungsgemäß mit jenen Territorien, die entweder durch den Friedensvertrag von Versailles Deutschland entzogen worden waren oder aber als Ziel der Expansionspolitik der Nazipropaganda galten. Selbstverständlich zählte auch Österreich zu den ausdrücklichen Zielen dieser Expansionspolitik, während im Gegenteil Südtirol nur im Kopf des Taufpaten sowie der Südtiroler Nationalsozialisten dazu gehörte, da Hitler vom Anfang an und unmißverständlich auf die «Heimführung» Südtirols verzichtet hatte, um seine Bündnispolitik mit Italien nicht zu gefährden:

Der Taufpate sprach von Elsaß-Lothringen, vom Sudetengau, von der Ukraine, dem Korridor, von Schlesien und Danzig, von Kornkammern und jüdischem Finanzkapitalismus und von Kolonien, die man «uns» angeblich gestohlen hatte, sowie davon, daß Deutschland früher oder später Österreich einstecken und im Vorübergehen auch Südtirol mitnehmen werde. (97)

Die Rede des Taufpaten nimmt dann allerdings gleich eine überraschende, weil sozusagen “österreichische” Wende, wenn er behauptet, daß

die «Verräter» «aufgehängt» werden sollten. Damit nimmt nämlich der Taufpate, ohne es freilich ausdrücklich zu sagen, auf Cesare Battisti Bezug, der 1916 als «Hochverräter» im Castel del Buonconsiglio in Trient eben «aufgehängt» worden war. Wie die folgenden Ausführungen des Taufpaten verdeutlichen, die in der kategorischen Behauptung kulminieren, daß «jeder Walsche [...] ein Verräter» ist, steht hier andererseits auch der nur implizit beschworene Battisti als Symbol aller Italiener, die in der österreichischen Kriegspropaganda, zumal nach Italiens Kriegseintritt 1915 an der Seite der Entente, allgemein als Verräter galten. Hier entfernt sich der Taufpate ganz offensichtlich von der Politik Hitlers, der von Anfang an ein Bündnis mit Italien anstrebte.

Diese schleichende Zweideutigkeit im Selbstverständnis und in der Gedankenwelt des Taufpaten spiegelt sich auch in den folgenden Ausführungen wieder. Für ihn zerfiel zwar die Welt «in zwei große Parteien, in die Deutschen und in alle anderen, die – wirkliche oder potentielle – Feinde und Verräter waren» (99). Nichtsdestoweniger bemerkt der Erzähler, wie gerade «bei ihm doch die geringste Klarheit» herrschte (ebd.). Worin diese «geringe Klarheit» bestand, wird aber vom Erzähler bezeichnenderweise nicht ausdrücklich gesagt. Alle seine «Feinde», «die jüdische Weltfinanz, die Tschechen, die Russen, die Ungarn, die Slawen insgesamt, Clemenceau und Wilson, die Freimaurer und die Pfarrer [...], die Ultramontanen, das rheinländische “Separatistengesindel” und Rathenau, die roten Matrosen, die Wallstreet und die Kommissare», sind nämlich mit den Feinden der nationalsozialistischen Propaganda identisch und der Erzähler macht kein Geheimnis daraus, daß der Taufpate seine Ideen aus «eine[r] deutsche[n] Zeitung» schöpft (99), d.h. – wie man später erfahren wird – aus dem «Völkischen Beobachter» (183). Zu seinen Feinden zählen aber auch die Österreicher selbst bzw. «die Wiener», die er offensichtlich – wie der Erzähler bemerkt – «nicht als Deutsche gelten ließ» (99). Ein paar Seiten später behauptet dann der Taufpate ausdrücklich, daß die «Habsburger [...] keine Deutsche sind, weil sie zu viel herumgeheiratet haben» (103). Sein Haß gegen die Österreicher richtet sich insbesondere gegen den letzten Kaiser Karl – der bezeichnender Weise auch zu den Feinden der Italiener in der Schule gehört (99) – und über ihn gegen die Kaiserin Zita und deren Bruder Sixtus (99). Der Taufpate schiebt nämlich die ganze Verantwortung für die deutsche Niederlage im ersten Weltkrieg auf die sogenannte Sixtus-Affäre und somit wenigstens mittelbar auf die Italiener bzw. auf die «Walschen». Sixtus, der Bruder der «walschen» Kaiserin Zita aus dem Hause Bourbon-Parma, hatte nämlich im Jahre 1917 geheime Verhandlungen mit den Franzosen angeknüpft, um einen Separat-

frieden zwischen der Entente und der österreichisch-ungarischen Monarchie zu erreichen, der den Verzicht des Deutschen Reiches auf Elsaß-Lothringen zugunsten Frankreichs vorsah. Diese Verhandlungen wurden im April 1918 bekannt und übten einen negativen Einfluß auf die Koalition der Mittelmächte aus, da das Ansehen des Kaisers, der offensichtlich gelogen hatte, dadurch völlig zerstört wurde und dies zu einer Schwächung Österreich-Ungarns im Bündnis führte.

Diese Vorstellung bringt dann der Taufpate in Zusammenhang mit der berühmten, vor allem von Hindenburg und Luddendorf in Umlauf gebrachten «Dolchstoßlegende», welche die Verantwortung für die militärische Niederlage Deutschlands im ersten Weltkrieg auf eine heimliche und planmäßige «Zersetzung von Flotte und Heer» zurückführte:

So hat die ganze Bagage zusammengespielt, gegen uns Deutsche. Und wir, obwohl wir im Feld unbesiegt, waren, von hinten durch den Dolchstoß der Wiener, der Tschechen und der anderen Juden um die schönsten deutschen Gebiete gebracht worden, um Böhmen und Mähren, Lodomerien, Polen, Galizien, die Ukraine, Kroatien ...
(102)

Der Taufpate identifiziert sich hier offensichtlich ganz und gar mit den Deutschen, indem er jedoch bezeichnenderweise an dieser Stelle nur die Verluste von Territorien beklagt, die wenigstens zum Teil ehemalige Gebiete der österreichisch-ungarischen Krone gewesen waren bzw. an sie angrenzten, während er umgekehrt mit keinem Wort Elsaß-Lothringen, Posen, Westpreußen, Danzig oder das Saargebiet erwähnt.

Etwas eigenartig mutet auch das Schweigen des Taufpaten über den Verlust Südtirols an, der ihn doch am meisten angehen müßte und der ein paar Absätze früher nur in einem Nebensatz angedeutet wird, als von Wilson gesagt wird, daß er «uns mit dem Selbstbestimmungsrecht angegaunert hat» (102). Die Identität des Taufpaten, wenn er «uns» sagt, ist offensichtlich etwas unsicher, indem er sich einerseits mit den Deutschen identifiziert, andererseits die Verluste der Donaumonarchie beklagt und zum Schluß noch als Südtiroler die Versprechungen des amerikanischen Präsidenten als bloße Lüge oder gar als Betrug anprangert.

Der Hinweis des Taufpaten auf den Verlust von Kroatien ist darüber hinaus historisch falsch, weil das Land, wie die Mutter des Erzählers gleich bemerkt (102), nicht zu Österreich, sondern zu Ungarn gehörte. Der Taufpate nimmt den Einwand allerdings nicht ernst und dies nicht nur, weil er von einer Frau formuliert worden war, sondern vor allem deswegen, weil er alle seinen historischen Begründungen nicht ganz genau

nimmt. Die Frage des Veters, «wie [...] etwas deutsch werden [kann], was ungarisch ist», überhört der Taufpate genauso, wie er viele Ungereimtheiten in der nationalsozialistischen Außenpolitik nicht wahrhaben will.

Auf diese pseudo-historischen Begründungen, die die ganze Geschichte «in zwei große Parteien, in die Deutschen und in alle anderen», unterteilt, antwortet der Vater des Protagonisten mit einem anderen historischen Datum: «“Und deine Preußen sechshundsechzig!” warf der Vater ein. Das Gerede des Taufpaten ging ihm auf die Nerven» (103).

Das Datum bezieht sich auf den innerdeutschen Krieg im Jahr 1866, d.h. auf das Ende des Deutschen Bundes. Infolge des Deutsch-Dänischen Krieges war nämlich Preußen mit Italien, dem es den Erwerb des österreichischen Venetiens in Aussicht stellte, ein Bündnis eingegangen und somit aus dem Deutschen Bund praktisch ausgetreten. Obwohl Österreich gegen Italien zwei wichtige Schlachten bei Custozza und Lissa gewonnen hatte, mußte es infolge der entscheidenden Niederlage gegen die Preußen in Königgrätz mit der Abtretung Venetiens an Italien bezahlen. Damals, «als Österreich nach einem gewohnterweise gewonnenen Krieg dank den Preußen und durch Vermittlung des dritten Napoleon Venetien und Friaul an Italien verloren hatte» – wie es bereits in den ersten Seiten des Romans heißt –, war Sexten, das kleine Dorf, in dem der ganze Roman spielt, zum «Grenztal» geworden, und zwar «in verkehrter Richtung» als nach dem ersten Weltkrieg (24).

Die Bedeutung dieses Datums hat jedoch an dieser Stelle nichts mit dem Schicksal des kleinen Bergdorfs zu tun, sondern einzig und allein mit der Konfrontation zwischen Preußen und Österreich. Während die Preußen zu den «Feinden von zu Hause» des Protagonisten zählten (100), ergreift der Taufpate Partei für die Preußen, indem er einerseits eine Koalition zwischen ihnen und den Italienern leugnet und andererseits die Niederlage der Habsburger als eine Folge ihres Geizes und ihres moralischen Zerfalls interpretiert (103). Auch hier, wie bereits wenige Seiten vorher, wechselt jedoch der Taufpate ganz plötzlich und unerwartet die Fronten, indem er sich wiederum mit Österreich identifiziert und mit Entschiedenheit behauptet: «“In Italien haben wir damals ja gewonnen, sechshundsechzig, bei Lissa, aber da hat sich dann der Napoleon eingemischt und wir haben die Lombardei hergeben müssen”» (103).

Noch einmal unterläuft dem Taufpaten ein historischer Fehler, der vom Vater des Protagonisten gleich berichtigt wird – «“Venedig und ’s Friaulische!” –, da Österreich die Lombardei bereits 1859 hatte abtreten müssen. Bereits damals hatte sich der preußisch-österreichische Dualis-

mus darin geäußert, daß Preußen entgegen der Erwartung der publizistischen Öffentlichkeit nicht zugunsten Österreichs eingetreten war.

Die Ungenauigkeit der historischen Ansichten des Taufpaten ist nur ein sichtbares Zeichen ihres bloß angelesenen Charakters und ihrer Oberflächlichkeit. Viel interessanter ist das ständige Schwanken des Taufpaten zwischen einer deutschen Identität, die er annehmen möchte, und seiner offenbar tiefer wurzelnden österreichischen Identität, die er nicht ablegen kann. Erst am Ende des Romans, nachdem er Hitler und dem Nationalsozialismus abgeschworen hat (413), wird er auch Österreich nachtrauern können (416). In dieser nicht eingestandenen Zerrissenheit unterscheidet sich der Taufpate ganz deutlich vom Mathematiklehrer des Protagonisten, der – wie bereits gesehen – in eindeutig deutscher Perspektive «Österreichs Todesurteil» im Jahre 1866 absolut bejahte und dessen Überleben «nach Königgrätz» – dem erst der Anschluß 1938, als «Vollendung dessen, was 1866 begonnen hat», ein Ende gesetzt habe – kritisch betrachtete (322).

Im Unterschied zum Mathematiklehrer kann der Taufpate, der um jeden Preis ein Deutscher sein möchte, die Entgegensetzung zwischen den zwei deutschen Ländern nicht aushalten und steigert sich zum Schluß in den absoluten Unsinn:

Der Taufpate war empört. Wütend wuzelte er eine Zigarette. «Ohne die Deutschen hätten wir den Krieg verloren!» sagte er großspurig.
«Den haben wir auch so verloren!» erwiderte trocken der Vetter Michl. (104)

Mit dem «wir» meint also der Taufpate wieder die Österreicher und möchte sich den Deutschen so dankbar erweisen, daß er sogar vergißt, daß Deutschland und Österreich den ersten Weltkrieg tatsächlich verloren hatten.

Der Erzähler unterläßt es nicht, noch einmal ausdrücklich auf die Absurditäten der historischen Argumentationen des Taufpaten aufmerksam zu machen, indem er auch auf ihren Ursprung hinweist und ihnen vor allem aus der späteren Perspektive eine weitreichendere Bedeutung zuschreibt:

Der Taufpate hatte stets zu allen Dingen absonderliche Ansichten vertreten, aber derart kurios wie diesmal hatte er nie zuvor geredet. Offenbar war die neue Zeitung, die er mit dem «Böttich», für dessen gesunden Ratschluß niemand im Tal einen Heller gegeben hätte, zusammen las, in ihn gefahren und hatte ihn gewissermaßen von innen

her aufgefressen, mit Haut und Haaren. Die Eltern und der Vetter Michl waren baff.

Erst viel später begriff ich, daß genau in diesen ersten dreißiger Jahren bei uns im Tal die Vergangenheit zu sterben und alles sich zu verändern begann, einschließlich der Wegweiser unseres Lebens, die mit einemmal nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts wiesen. (104f.)

An dieser Stelle wird die aus der Zeit des Schreibenden stammende Interpretation des Historikers ausdrücklich gemacht, der einen Dialog über die Ereignisse des Jahres 1866 inszeniert, um jene tiefe Änderung in der Geschichts- und Weltauffassung zu verdeutlichen, die im Dorf, im ganzen Tal und sehr wahrscheinlich in ganz Südtirol am Anfang der 30er Jahren stattgefunden hat und die vom Erzähler neun Kapitel später noch einmal thematisiert werden sollte. Diese «allmähliche Veränderung» betrifft das Verhältnis zu Österreich und zu Deutschland:

Waren bis dahin «Österreich» und «Tirol» unsere patriotischen und politischen Hauptwörter gewesen, für manche noch «der Kaiser», und «deutsch» nur ein Eigenschaftswort, mit dem man unsere Sprache bezeichnete und die Schule und die Richter, die wir gerne gehabt hätten, so gebrauchten nun immer mehr Menschen das «Deutsch» als Hauptwort, wogegen alles, was mit Tirol und mit Österreich zusammenhing, immer deutlicher in die Rolle untergeordneter Eigenschaftswörter verdrängt wurde. (186)

Die «vertraute Landschaft der Vergangenheit», d.h. die gewohnten österreichischen geographischen wie historischen «Wegweiser», ja das tiefe österreichische Bewußtsein der Südtiroler, wurde plötzlich von den neuen Parolen wie «großdeutscher Zusammenschluß», «nationaler Volksstaat», «sittliche Erneuerung des deutschen Volkes», «gleich einer vom Berg der Zukunft herabstürzenden Steinlawine» verschüttet (187). Plötzlich wollte man nicht mehr «österreichisch» sein oder wieder werden, sondern nur «deutsch sein»:

So begann man also bei uns «deutsch» zu sagen, auch wenn man «österreichisch» oder «tirolerisch» meinte. Das neue Hauptwort unserer patriotischen Empfindungen ließ das Bewußtsein ungeahnter Kraft, nie gekannter Größe, unermesslicher künftiger Macht in viele Herzen strömen. Österreich? Tirol? Deutsch sein, das war's. Deutsch sein hieß, nicht der verlorene Sohn eines untergegangenen Reiches, sondern der unerlöste, auf Erlösung hoffende Sohn eines Reiches der Zukunft zu sein, *des* Reiches. (188)

Genau dieser Perspektivenwechsel, diese plötzliche Verleugnung der eigenen Identität und das Stieren nach Deutschland, die Veränderung der historischen Bezugspunkte, will der Dialog zwischen dem Vater des Protagonisten und dem Taufpaten über die Ereignisse von 1866 verdeutlichen: die historischen Unsicherheiten und Ungenauigkeiten des Taufpaten, der sich einerseits mit Deutschland identifiziert, andererseits aber nicht aufhören kann, sich als Österreicher und natürlich auch als Südtiroler zu empfinden, versinnbildlichen gerade die Ungewißheit einer Übergangsphase, in der alle gewohnten «Wegweisen» ihre Gültigkeit verloren hatten.

Durch den Rückgriff auf unterschiedliche Auslegungen einer weit zurückliegenden Vergangenheit bringt also Gatterer das Kunststück fertig, eine neue und radikale Interpretation einer viel näheren Vergangenheit zu suggerieren. Demnach ist nämlich die Identität der Südtiroler nicht etwa durch die Annexion Südtirols an Italien nach dem ersten Weltkrieg brüchig geworden, sondern einzig und allein durch die nationalsozialistische Ideologie, welche innerhalb der südtiroler Bevölkerung tiefe und kaum überbrückbare Gräben aufgerissen hat:

Nun ließ es sich nicht mehr länger verbergen: es waren zwar alle «deutsch» im Tal, die Einheimischen meine ich, aber die einen waren's so und die andern anders, die einen waren für das Hakenkreuz, die andern für Österreich, obgleich man von Österreich immer weniger hörte. [...] Diejenigen, die für Hitler waren, versagten denjenigen, die für Schuschnigg oder für Österreich waren, den Gruß, und umgekehrt. Immer mehr ließen sich von der Seuche des Fanatismus anstecken, eines Wahns, der jeden Andersdenkenden für einen Verräter und Feind hielt [...]. (211)

Die Bedeutung des Geschichtsgesprächs zwischen dem Taufpaten und dem Vater des Protagonisten wird noch zusätzlich symbolisch untermauert. Obwohl nämlich der Erzähler ausdrücklich und vielleicht zu entschieden behauptet, daß «es [...] gewiß ein Zufall» (105) war, so geschieht es in Wirklichkeit gar nicht zufällig, daß gleich nach dem Gespräch «die Großmutter aus dem Haus auszog» und ein Streit zwischen ihr und ihrem Sohn, dem Vater des Protagonisten, anfängt. Dieser Auszug verdeutlicht nämlich auf einer symbolischen Ebene eben jene Spaltung innerhalb der südtiroler Bevölkerung, von der das Geschichtsgespräch ein erster Ausdruck war. Dieser Auszug wird alsdann gegen Ende des Romans eine Entsprechung und einen Abschluß finden, wenn angesichts der Option die

Großmutter ihrer Tochter einen geweihten Rosenkranz zuschickt, um sie als «walsche» zu verfluchen (392).

IV. Epilog

Der Bildungsroman eines Historikers?

Nachdem die Analyse der komplexen historischen Stratifikation des Romans die Kunstfertigkeit des Zusammenspiels von Schriftsteller und Historiker gezeigt hat, kann es zweckmäßig erscheinen, die zu Beginn dieser Untersuchung gestellte Frage nach der Gattungszugehörigkeit dieses Werkes noch einmal abschließend zu stellen.

Bereits die kunstvolle Organisation des historischen Materials zeigt unmißverständlich, daß es sich dabei keinesfalls um einen bloßen «Zustandsbericht» handelt. Der autobiographische Charakter der Erzählung, welcher jedoch weder das Vorhandensein von «poetischen» bzw. fiktiven oder erfunden Episoden noch eine kunstbewußte Organisation derselben ausschließt, ist hingegen evident. Die Gattungsbezeichnung «Memoiren» paßt allerdings nicht auf das Werk, da sie gewöhnlich die Erinnerungen des öffentlichen Werden und Wirken einer historischen Persönlichkeit charakterisiert. Obwohl das Werk inhaltlich ein «Heimatroman» oder allgemeiner ein «Heimatbuch» sein könnte, indem es das einfache Leben in einem kleinem Bergdorf zum Gegenstand hat und auch mit einer gewissen Zuneigung und Nostalgie auf diese Welt blickt, so verhütet jedoch die stets kritische, ironische und oft auch satirische Präsenz des Erzählers jegliches Abgleiten in diese nostalgische und apologetische Gattung.

Auch der «dokumentarische Wert» dieses Werkes, insbesondere der vielen ethnographischen, anthropologischen, soziologischen und linguistischen Bemerkungen, steht außer Zweifel, wobei es jedoch eine große Einschränkung wäre, die Bedeutung dieses Romans auf diese «mikrogeschichtliche» Komponente zu reduzieren, da einer der wichtigsten und wesentlichsten Aspekte dieses Werkes gerade in dem ständigen Perspektivenwechsel zwischen Mikro- und Makrogeschichte, zwischen der unmittelbaren, dafür aber verständnislosen Sicht des Kindes und dem überlegenen, in mehrfachem Sinn ironischen Blick des Erzählers besteht, der auf die Gegenwart der erzählten Geschichte durch die Augen des Historikers schaut, der sowohl die Vergangenheit als auch die zukünftige Entwicklung kennt.

Es bleibt abschließend noch die Frage zu stellen, ob es sich vielleicht beim Roman *Schöne Welt, böse Leut* nicht wirklich um einen «Bildungsroman» handelt, d.h. um jenen «Grünen Heinrich des Sextentals», von dem

man gesprochen hat. Weder der autobiographische Charakter des Werkes noch die vielen pikaresken und schwankhaften Züge desselben widersprechen dieser Gattungszugehörigkeit, da bekanntlich der Pikaroroman zu den entfernten Vorfahren dieser Gattung zählt. Auch das Verhältnis des Erzählers zum Protagonisten, der diesen wohlwollend und unterstützend auf dem Weg und zum Ziel der Bildung begleitet, die er bereits erreicht hat, stimmt mit jenem des Bildungsromans überein.

Gegen eine solche Zuschreibung könnte allerdings die Tatsache sprechen, daß der Protagonist des Romans zu wenig Individualität besitzt, zu blaß gezeichnet ist und stets im Hintergrund bleibt. Was wir von ihm und vor allem von seiner Entwicklung im Laufe des Romans erfahren, ist im Grunde ziemlich wenig und man hat ja zuweilen sogar den Eindruck, als würde der Erzähler eine gewisse Scheu hegen, zu viel von sich selbst zu erzählen. Vom Anfang an ist der Protagonist auf jeden Fall das, was er auch am Ende des Romans ist, nämlich der «allzeit zu blasser Bravheit bereite Musterknabe» (322). Mehr denn richtiger Protagonist ist er Zeuge des Geschehens, ein aufmerksamer, abwägender und toleranter Zuhörer, der manchmal etwas altklug wirkt und trotz der schwierigen Zeiten, in denen er lebt, sich nie «am Scheideweg» befindet und keine bedeutende Krise durchmacht. Der Protagonist wird im Laufe des Romans nicht sosehr mit lebensprägenden Erlebnissen, sondern vielmehr mit unterschiedlichen und oft entgegengesetzten Geschichtsinterpretationen konfrontiert. Gerade aus diesen Erfahrungen, die er sowohl zu Hause als auch in der Schule immer wieder macht, lernt er aber das Zweifeln, das Relativieren und das Hinterfragen aller offiziellen Wahrheiten⁷⁹: aus ihnen wird also jener Historiker geboren, der später als Erzähler das Wort nimmt und auf kunstvolle, oft ironisch gebrochene Art und Weise seinen Werdegang nachzeichnet.

Die Geschichte bzw. der Umgang mit Geschichte stellt also den eigentlichen und wahren Gegenstand des Romans dar, welcher nicht sosehr Geschichte erzählt oder darstellt, sondern vielmehr zeigt, wie man mit Geschichte umgehen kann. Indem er verschiedene und z.T. entgegengesetzte Geschichtsbilder nebeneinander stellt und miteinander reagieren läßt, strebt er jene «Re-Historisierung der zur Natur gemachten, das heißt der mythologisierten Geschichte» an, in der Gatterer die wahre Aufgabe des Historikers sieht⁸⁰. Insofern zeigt aber der Roman *Schöne Welt, böse*

⁷⁹ Vgl. Gatterer: *Schöne Welt, böse Leut* (s. Anm. 5), S. 287f. und ganz ähnlich auch in Ders.: *Über die Schwierigkeit, heute Südtiroler zu sein* (s. Anm. 71), S. 324.

⁸⁰ Vgl. Stuhlpfarrer: *Eine neue Geschichtsschreibung* (s. Anm. 31), S. 49.

Leut auch, wie man letztendlich zum Historiker wird und könnte daher, mit allen notwendigen Einschränkungen, als Bildungsroman eines Historikers definiert werden; eines Historiker freilich, der an keine historische Wahrheit glaubt und trotzdem nicht in den historischen Relativismus verfällt, weil er von der moralischen Wichtigkeit der Wahrheit überzeugt ist; eines Historikers also, der ganz im Lessingschen Sinne nicht die Wahrheit, sondern nur das Streben nach Wahrheit für sich in Anspruch nimmt.